

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 37.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 8. September 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/4 M.

XVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Weißes Haar.

Novelle von Helene Fichler.

Einst war es schwarzbraun gewesen, dieses weiße Haar, und das Einst liegt noch gar nicht so fern. Noch heute strahlen die dazu gehörenden Augen im Glanze der Jugend. Die schöne Frauengestalt, die den Schnee des Alters auf ihrem Haupte trägt, ist in der Hafenstadt Bremerhaven wohl bekannt. Jeder Matrose, jeder Hafenarbeiter begegnet ihr mit dem Ausdrucke der größten Ehrerbietung, denn Jeder von ihnen kennt das Schicksal der ersten jungen Frau, die man nur sehr selten lachen hört. Doch hat sie keineswegs ein finsternes Gemüth, sie kann vielmehr recht heiter sein und ist alsdann die lebenswürdigste und anmuthigste Gesellschafterin von der Welt. Aber stets, auch in Momenten der Heiterkeit, liegt es wie ein Hauch von Schmerz über ihrem Antlitze.

Sie ist eine Seemannsrau, die Gattin des Kapitäns Reimar von der „Leuthoe“. Wenn die „Leuthoe“ im Heimathshafen liegt, und der Kapitän sitzt mit seinen Freunden etwa im Schiffer-Club oder im Hotel Beermann beim Frischschoppen, dann kommt sicher die Rede auch auf die „Weiber“. Da wird dann jedesmal das Wort gesprochen, Reimar habe mit seiner Frau „das große Los gezogen“, sie sei das vollkommenste Seemannsweib unter der Sonne: nicht launisch und zänkisch, nicht kleinlich, ja nicht einmal „nervös“, sondern allzeit freundlich, ruhig, selbständig und gütig. Kapitän Reimar selber lächelt dazu und — schweigt. Er weiß wohl, die Freunde haben Recht, aber er weiß auch, daß das nicht immer so war. Heute freilich, wenn er heimkommt, steht sein junges Weib mit den schneeweißen Haaren hinter den Gardinen im Erkerfenster, und sie grüßt ihn schon von ferne. Sie kommt ihm entgegen, er legt seinen Arm um ihre Schultern und seine Hand gleitet liebevoll über ihren Scheitel. Dann sagt er wohl: „Ja, ja, Käte, heute haben sie Dich mal wieder recht schön gelobt.“ Sie schüttelt aber den Kopf und erwidert: „Laß sie doch, Reimar, ich bin nichts als Dein Weib.“

Beide gedenken des Tages, da das Wunder geschah, wo die schwarzbraunen Locken des jugendlichen Weibes entfärbt, und aus einer launenhaften „Wider-spensigen“, ohne die harte Hand eines brutalen Petruccio, die milde, geduldige, liebevoll hingebende Käte ward.

O, dieser denkwürdige Tag!

An ihm hatte sich wiederholt, was schon so oft vor ihm stattgefunden hatte, — eine „Scene“ zwischen dem jungen Ehepaare, und, wie so oft schon, hatte es sich auch diesmal um ein Nichts gehandelt. An Käte's weißem Kleide fehlte ein Knopf, und Reimar, der wie alle Seelente eine peinliche Ordnungsliebe besaß, hatte im scherzenden Tone, dem aber doch eine leise Rüge nicht fehlte, die Bemerkung hingeworfen: „Ein fehlender Knopf darf auf der „Leuthoe“ nicht vorkommen!“ Aber Käte hatte scharf er-

widert: „Wenn mir's gefällt, wird's auch der „Leuthoe“ recht sein müssen.“

Reimar, der alle unnütze Aufregung haßte und seit der Erkenntniß, daß seine Käte eine richtige „Wider-spensige“ sei, mit redlichem Willen an der Herstellung und Festigung des ehelichen Glückes arbeitete, blieb diesmal nicht Herr seiner selbst. Er antwortete heftig,

und Käte ward dadurch immer mehr zur Beharrlichkeit in ihrem Troge aufgestachelt.

Das Alles konnte geschehen, trotzdem das Paar bei Schließung des Lebensbundes nur dem eigenen Herzen gefolgt war; das konnte geschehen, trotzdem ein holdes Kind seit länger als einem Jahre die Vermittelung von Herz zu Herz bilden sollte; das konnte endlich geschehen,



像肖御顯貴

Haru-ko, Kaiserin von Japan.

Facsimile nach einem japanischen Farbendrucke, die Kaiserin zum ersten Male in europäischer Tracht darstellend. — Siehe Seite 159.

trotzdem das junge Menschenpaar mit sich und seiner Liebe ganz allein auf den Wogen des Weltmeeres schwebte.

Reimar hatte sein junges Weib und den kleinen Gustel auf dieser Seereise mitgenommen. Räte fand durch seine Fürsorge alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten vor, die an Bord eines Segelschiffes zu beschaffen sind; sie fühlte sich als Herrin, gleichsam wie eine Fürstin auf dem herrlichen Fahrzeuge, wo jedes Auge auf ihre Winke wartete, und jedes Ohr auf Reimar's Befehle lauschte.

Die „Leukothea“ kam von Valencia mit einer Ladung Südfrüchte, die für Hamburg bestimmt waren. Die Reise war bis jetzt vortrefflich von Statten gegangen. Schon lag das Felsenthor der Straße von Gibraltar „achterwärts“, die blauen Fluthen des Atlantic rollten in ungehemmter Bewegung auf und nieder.

So hatte die Besatzung der „Leukothea“ alle Ursache, mit den Wind- und Wetter-Verhältnissen zur Zeit zufrieden zu sein; dennoch lag es wie ein geheimer Druck über Schiff und Mannschaft. Trotz der günstigen Brise, trotz des warmen Abends, der „alle Mann“, sei es zu leichter Arbeit oder zur Erholung auf Deck gelockt hatte, wurde kein Lied, kein fröhlicher Ton vernommen, obgleich sonst die deutschen Matrosen sehr gern ihrer seelischen Stimmung durch ein Lied Ausdruck geben, sobald nur Frieden und Zufriedenheit in der Natur und in ihren Gemüthern walten.

Der Grund dieser ersten Stimmung unter der Mannschaft lag darin, daß „achter unter Deck“, das heißt, im engeren Bezirke der Kapitän's-Kajüte, Gewitterwolken herrschten, und diese legte sich wie ein Bann auch auf Offiziere und Mannschaft. Von den beiden Offizieren lehnte der Ober-Steuermann an der Reeling in Luv des Schiffes; er hatte sich eine Cigarre angezündet, deren blaue Rauchwolken er nachdenklich zu den Segeln emporblies, die über seinem Haupte im schwülen Abendwinde sich blähten. Der zweite, der Unter-Steuermann, ein noch junger Mann mit krausem Haar und feurigen Augen, dem das farbige, gebauschte, wollene Schifferhemde vortrefflich stand, ging mit starken Schritten in Lee auf und nieder. Auf dem Vorderdeck aber saßen und lagen die Leute von der Mannschaft mit finsternen Gesichtern umher, und „mittschiffs“, neben dem Großmaste auf der „Grünzeug-Kiste“, — ein Küchengarten in miniature unter Glas und Rahmen, in welchem einige grüne Kräuter, Petersilie und dergleichen, so tapfer aufsproßten, wie es die heiße Sonne und die Salzwasser-Luft nur zuließen, — saß ein junges Mädchen mit einem lebhaften, blonden Knaben auf dem Schoße, das waren Gustel, des Kapitän's Söhnchen, und seine Bonne, Dorette.

Wahrlich, die Stimmung auf der „Leukothea“ mußte schon unter Null gesunken sein, denn der auf- und abstampfende, junge, feurige Unter-Steuermann hatte noch mit keinem halben Auge die hübsche Gruppe auf der Grünzeug-Kiste neben dem Großmaste gestreift, obwohl sein Herz sonst für die Reize des ewig Weiblichen durchaus nicht unempfindlich und besonders während dieser Reise durch ein gewisses Theilungs-System voll auf beschäftigt war. Sein feuriges Auge flammte nämlich gelegentlich gern, — natürlich in hochplatonischer Verehrung, — zu der unnahbaren Schönheit der „Schiffsherrin“ hinüber, öfter jedoch und auch mit mehr menschlichen Empfindungen, studierte er par distance die nicht ganz unerreichbaren Vorzüge des zweiten weiblichen Wesens an Bord der „Leukothea“, die Vorzüge Dorette's. Natürlich waren seine bewundernden Blicke nicht ganz wirkungslos geblieben; schon war es, der strengen Schiffs-Etikette zuwider, in stillen Abendstunden, bei schönem Wetter, zu einem kleinen, halblaut geführten Zwiegespräche gekommen.

Jetzt aber, in dieser Stunde, hatte er keinen einzigen Blick für die „äußerst nette Person“, wie er, eines „gebildeten“ Deutsch sich besleißigend, die regierende Königin seines Herzens im vertraulichen „Kojenschnack“, dem Geplauder während des Zubettgehens, gegen den Ober-Steuermann nannte.

Diese trübe Indolenz, die also sogar ein zartkeimendes Verhältniß störte, hatte ihren Grund darin, daß man auf Deck durch das offene Skylight die gedämpften, gleichwohl Spuren der Erregung tragenden Stimmen des Kapitän's und seiner Gattin vernommen hatte. Man hatte die Worte freilich nicht verstanden und wußte nicht, um was es sich handelte; aber man wußte aus Erfahrung, daß nun für längere Zeit die „Madame“ eine seltsame Lustigkeit zeigen, der Kapitän aber unzugänglich, finster, fast schwermüthig sein werde.

Es ist nur zu natürlich, daß ein von aller Gemeinschaft mit der übrigen Menschheit losgetrenntes Häuflein von zwanzig Seelen, wie es auf einem Schiffe in Fahrt sich befindet, seine Augen nach oben richtet, nach dem Kapitän, dem Führer und Lenker ihrer Geschicke. Seine Freude und Zufriedenheit wirken ebenso belebend und ermunternd auf die Mannschaft, wie seine

zornige oder seelisch gedrückte Stimmung sich ihnen mittheilt.

So waltete denn auf der „Leukothea“ ein finsterner Geist, der in dem schönen Köpfchen der „Madame“ entstanden war und durch den Kapitän sich Aller Gemüther, bis zum letzten Schiffsjungen herab, bemächtigt hatte.

Die Stimmen unten in der Kajüte waren seit geraumer Zeit verstummt. Man hörte das Knarren eines schlecht schließenden Schrankes; gleich darnach tauchte der Kopf, die ganze hohe, breite Gestalt des Kapitän's auf. Er kam an Deck.

Sogleich verließ der Ober-Steuermann seinen Platz; er schwenkte ruhigen Schrittes nach Lee hinüber, wo wiederum der Unter-Steuermann das Terrain räumte, indem er sich nach der Mitte des Schiffes begab. So verlangt es die nautische Etikette, welcher es der Unter-Steuermann verdankte, daß er „die Nähe der Geliebten“ bemerken durfte, ohne mit seinem wohldisciplinirten Seemanns-Gewissen in Conflict zu gerathen.

Dem Kapitän macht Alles Platz, sobald er sich an Deck blicken läßt. Der Kapitän steht allzeit allein, einsam auf seinem Posten. Auch Reimar stand einsam, einsamer als er selbst sich eingestehen mochte. Wohl hatte er längst bemerkt, daß sein zweiter Offizier mit der hübschen Dirne, der Dorette, feurige Blicke und verstohlene Liebesworte wechselte, aber da seine eigene Seele durch Einsamkeit sich gedrückt fühlte, urtheilte er milde und that, als ob er nicht sehe, was er eigentlich nicht dulden sollte; wenn die Beiden nur streng im Dienste und gewissenhaft in ihren Pflichten blieben! —

Nun blies der heiße Abendwind schwächer und schwächer, das Meer lag fast unbeweglich, in bleibender Ruhe, und tief unten im südöstlichen Horizonte stand eine schwarze Wolkenbank, in der zuweilen ein fahler Schein aufzuckte.

Reimar's ernstes Auge prüfte die Luft, das Wasser, die dunkle Wolkenbank. Dann gab er dem Ober-Steuermann einen Befehl:

„In der Kajüte muß ein Spind festgekloppt werden! In den Kabinen ist Alles nachzusehen, daß nichts sich rühren kann, wenn das Schiff schlingert!“

Der Offizier antwortete: „All right, Kapitän!“ und ging, um die Ausführung des Befehles anzuordnen.

Wie viel Weh und Bitterniß bargen sich doch unter dem gleichgültigen Befehle! Wie wenig durfte Reimar an sein nagenendes Leid denken! Dort unten stand ja eine Wolkenbank, die sehr rasch höher kommen und der „Leukothea“ einige schlimme Stunden bereiten konnte, wenn der Wind sich dahinter machte.

Reimar blickte auf den schwebenden Kompaß, der vor dem Steuerrade steht, um dem steuernden Matrosen den Kurs anzugeben, er ließ seine Blicke bis zur Spitze der obersten Segel schweifen. Das ganze mächtige, stolze Schiff, eine Anzahl tüchtiger Männer gehorchten seinem Willen, den schrecklichsten Natur-Gewalten setzte er ein kaltblütiges Herz und festen Muth entgegen, mehr als hundert Mal hatte er dem Tode in's Angesicht geschaut, ohne zu beben, und jetzt? Jetzt ging er einem kleinen Frauenmunde aus dem Wege, weil er die lieblosen Worte desselben fürchtete, und er fühlte Scheu vor einem schönen Augenpaare, weil die Augen in Troß und Selbstsucht bligten. Beiden gegenüber fühlte er sich machtlos, an ihnen zersplitterte seine Manneskraft.

O, dieser Zustand war unerträglich, — unerträglicher als der schlimmste Sturm in der Natur, dem er doch körperlichen und geistigen Widerstand entgegensetzen konnte. Das konnte, durfte so nicht weitergehen, denn wenn Reimar auch sich selbst vergessen wollte, welchen Einfluß mußte der zwischen Räte und ihm von Tag zu Tag tiefer klaffende Spalt auf das Kind ausüben?

Es schien wirklich, als drehe der Wind nach Südosten und hebe die schweren Wolkenmassen aus den Fluthen empor; schon hörte man das leise Pfeifen und Zischen der Vorläufer des Sturmes in der Takelage.

„Dorette, das Kind muß zu Bett!“ rief der Kapitän dem jungen Mädchen zu, das alsbald sein glühendes Gesicht abwandte und sich erhob, um dem Befehle Folge zu leisten.

In diesem Augenblicke wurde Räte's feiner, mit einem Spigenbüsche bedeckter Kopf auf der Kajüten-Treppe sichtbar. Sie hatte offenbar den Befehl gehört, denn um ihren Mund zuckte ein böses Lächeln. Sie ging, ohne Reimar's zu achten, dem Großmaste näher, nahm dem Mädchen das Kind aus den Armen, indem sie sagte: „Gustel soll noch in der freien Luft bleiben,“ und wandte sich dann mit dem Kleinen nach Lee hinüber.

Die starren Augen des Kapitän's folgten ihr. Diese Frau wagte es, sich offen vor der Mannschaft gegen seine Befehle aufzulehnen! Seine Hand strich fest über die heiße Stirn; er athmete schwer.

*) „Schlingern“ heißt, wenn ein Schiff von einer Seite auf die andere geworfen wird.

„Räte!“

Das eine Wort kam schrill, zischend zwischen seinen Zähnen hervor.

Die junge Frau schien den Ruf nicht gehört zu haben, doch unter der Mannschaft entstand eine Bewegung, die darauf deutete, daß die Nichtbeachtung eines Rufes von ihrem Kapitän die Leute in Aufregung versetze. Reimar, dem die Bewegung nicht entgangen war, preßte die Lippen zusammen und ballte die Faust. Doch besann er sich noch rechtzeitig, es war ja ein Weib, — sein Weib, das in thörichtem Troste sich auflehnte. Da bedurfte es anderer Mittel, wie sie wohl bei einem ungehorsamen Kinde angewendet werden konnten. Er verließ seinen Beobachtungs-Posten, — schen wichen ihm die beiden Offiziere aus, — und ging zu Räte, die den kleinen Gustel ganz gleichmüthig auf die „Reeling“ gestellt hatte und ihn auf dem oberen schmalen Bordrande Gehversuche machen ließ.

Mit einem Rucke hob der Kapitän das Kind aus seiner gefährlichen Stellung, deutete auf Dorette, die noch immer zaghaft von ferne stand, ohne zu wissen, wem sie zu folgen habe, und sagte: „Marisch, in die Kojen mit dem Knaben! Künftig haben Sie sofort und nur mir unweigerlich zu gehorchen! Verstanden?“

Mit angstvollen Mienen verschwand Dorette mit ihrem Pfleglinge unter Deck.

Der Kapitän hatte Räte's Handgelenk so fest gefaßt, daß das Gelenk leise frachtete. Er flüsterte ihr zu: „Was soll das heißen? Willst Du der Mannschaft zeigen, wie man den Gehorsam verweigert?“

Ueber Räte's Gesicht hatte sich dunkle Röthe gebreitet, sie warf den Kopf zurück und blickte Reimar herausfordernd an. Das war zu viel! Das war unerhört! Sie rang nach Worten. Er ließ sie indeß nicht los, sondern fuhr fort: „Du bist ein Kind, denn Du weißt nicht, was Du thust; aber Du bist ein tolles Kind, und ein solches muß man bändigen. Geh! hinunter! Augenblicklich! Ich befehle es Dir!“

Vor der unheimlichen Gluth, die in Reimar's Worten loderte, schrak Räte nun doch ein wenig zusammen; sie senkte das Köpfchen wie ein Vogel, auf den unvermuthet ein heftiger Platzregen niederprasselt, zugleich aber spürte sie das mächtige Verlangen, ihre Arme um den Nacken des zürnenden Mannes zu legen. Doch nein! Das durfte nicht geschehen! Das hieße sich demüthigen, und ehe Räte ihren harten Sinn zur Demuth zwang, wollte sie lieber dort unten in der wogenden Tiefe zu Grunde gehen.

So ging sie denn, ein erzwungenes Lächeln auf den Lippen, noch einige Mal das Hinterdeck auf und ab, und dann erst stieg sie, leise vor sich hintrallierend, die Kajüten-Treppe hinab.

In Reimar's Brust kämpfte es mächtig. Sollte er ihr folgen, um ihr unten, zwischen den Wänden der traulichen Kajüte, Aug' in Aug', mit sanften Worten oder harter Rede das Unstatthafte, ja das Gefährliche ihres thörichten Betragens vorzuhalten? Schon hob er den Fuß. Doch nein! Vor den Schiffsleuten, selbst vor den Offizieren mußte er sogar den Schein der Nachgiebigkeit meiden; außerdem mehrten sich die Vorboten des Sturmes; es war die höchste Zeit, das Kommando zum Bergen der Segel zu geben und das Schiff „an den Wind“ zu bringen. Die schwere Verantwortung, die ein Schiffs-Kapitän auf seinen Schultern trägt, die Pflicht forderte ihn auf seinen Posten; durfte er da an sich selber und seine heißen Herzenswünsche denken? Nein und abermals nein!

Er, der Oberste von Allen, war exponirter als ein General in wüthender Feldschlacht, denn dieser mag auf dem gefährlichsten Posten stehen, seine Getreuen ringsum gehorchen nicht nur jedem seiner Befehle, sondern sie wachen auch über dem theuren Haupte, und einer zischenden Kugel werfen wohl zehn Mann sich entgegen, um die Brust des Führers zu decken; der See-Kapitän aber muß nicht nur in den bedenklichsten Situationen seine Kaltblütigkeit, seine muthige Energie beweisen, sondern er soll auch mit Verleugnung des eigenen Lebens das seiner Untergebenen schützen, — ja, er wird für ein in Wettergewalt verlorenes Leben verantwortlich gemacht, sobald er den Heimathshafen und somit das Reich der irdischen Gerechtigkeit erreicht hat.

So blieb Reimar denn auf Deck. Seine Befehle drangen ruhigen Tones bis in die fernsten Ecken des Schiffes; zuweilen wurden sie unterbrochen durch das scharfe Pfeifen des wachsenden Windes. In die Mannschaft war eine Rührigkeit gefahren, die mit der vorherigen Indolenz in scharfem Widerspruch stand. Wie die Ragen kletterten die geschmeidigen Gestalten an den Masten und zur Takelage empor; da oben in den Lüften bewegten sie sich auf jeden Kommando-Ruf so sicher und ruhig, als hätten sie statt eines schwankenden Taaes den Boden der Mutter Erde unter ihren Füßen.

Mit rasender Eile hatte der Wind die drohende Wolkenbank heraufgejagt. Vorbei der friedlich leuchtende Abend, vorbei die Meeresstille und der Frieden begin-

nender Nachtruhe; tief hingen die dunklen Wolken, der erste Blitz zuckte hernieder, sandte seinen Feuerstrahl in die zischenden Wogen und mit kurzem, scharfem Knattern begleitete ihn der Donner. Rasch war die milde Dämmerung der finsternen Nacht gewichen.

Aber gesichert lag die „Leukothoe“ in dem erregten Weltmeere; so sicher, wie Menschenverstand und Menschenkraft ein Fahrzeug in die Hand des Riesen Ocean zu legen vermögen. Die Segel dicht gerefft, das heißt, fest an die Masten und Spieren gebunden, und gut „an den Wind gebracht“, also dem Winde die Breitseite bietend, konnte das tüchtige Schiff schon einen gehörigen Sturm aushalten.

Kapitän Reimar lächelte, als er sein Werk noch einmal überschaute und dann den Fuß auf die Kajüten-Treppe setzte, um zu seinem Weibe zu gehen. Jetzt, — es war der Pflicht genug und übergenug geschehen, — jetzt durfte er an sich selbst und seine Lieben denken. Und — mußten nicht vor der gewaltigen Stimme des Weltgeistes, die in Blitz und Donner redete, alle kleinen Regungen des kleinen Menschenherzens schweigen und sich der Erkenntnis beugen: es ist eine Macht über uns? —

Mit der freundigen Zuversicht, daß auch Käte unter dieser Erkenntnis milden Sinnes geworden sei, betrat Reimar die Kajüte.

Von Dorette, die mit dem Auskleiden des Kindes beschäftigt war, vernahm er, daß Madame schon zur Koje gegangen sei.

Gut, so wollte er Käte dort aufsuchen, um durch einen Händedruck, einen verständnißvollen Blick ihr zu sagen: „Alles sei vergeben und vergessen, wir sind ein Herz und eine Seele im Leben wie im Tode.“

Als er die Schwelle von Käte's Kabine überschritt, bemerkte er eine rasche Bewegung auf dem Ruhelager, fand aber die junge Frau scheinbar in festem Schlaf liegen. Ueber die weißen Decken, über die schönen Arme und das lockige, dunkle Haar huschten die bläulichen Blitze, — Käte schlief; Donner und Sturm umtobten das Schiff, daß es in allen Zugen zitterte, — Käte schlief; droben wachten die Männer, nebenan in der Kajüte versuchte ein Schiffsjunge mit bebender Hand die Lampen anzuzünden, Jeder fühlte, daß eine schlimme Stunde hereingebrochen, Reimar trug das veröhnende Wort auf den Lippen, und — Käte schlief. Nein, nein, — sie stellte sich schlafend, Reimar mußte es nur zu gut! —

Ein unfähig bitteres Gefühl zog durch seine Seele; er wandte sich ab, um wieder auf seinen Posten zu gehen.

Immer ärger tobte das Gewitter, der Himmel flammte, und der Ocean bäumte sich in wild überbrechenden Wogen, prasselnd schlugen große Hagelkörner herab: das Schiff stöhnte und ächzte, als habe es eine lebendige Seele.

In der Kajüte saß noch immer Dorette mit dem kleinen Gustel auf dem Schoße; aber sie saß nicht wie vordem auf einem festgeklammerten Sessel, sondern direct in der am tiefsten gelegenen Ecke des Gemaches auf dem Deck: eine der letzten harten „Seen“ hatte durch ihren furchtbaren Stoß das Mädchen zu Boden geschleudert.

Der Kleine schien das Ganze für ein köstliches Spiel zu halten, denn er hatte die Armechen um den Hals der treuen Pflegerin geschlungen und jauchzte so fröhlich auf, daß man das Kinderstimmchen durch das grauliche Getöse hörte; Dorette aber blickte mit angstvollen Augen auf den Kapitän, der an ihr vorüberging.

Oben konnte man sich kaum auf den Füßen halten, so raste die Gewitter-Boe. Mehrere Zoll hoch lag das vom Himmel stürzende Eis auf den Deck-Planen, und da das Schiff in sehr schräger Lage sich befand, so rollten die Eismassen auf einer Seite zusammen, wo sie im Nu zu einer Mauer anwuchsen, die fast an die Keeling reichte.

Muthig hielten die beiden Steuerleute dem Wetter Stand. Fest in ihre Del-Mücke geknüpft, die Südwestertief in die Nacken gedrückt, standen sie unentwegt auf ihren Beobachtungs-Posten.

Der Kapitän trat zu ihnen.

„Unter-Steuermann, in der Kajüte giebt's für Sie zu thun,“ rief er.

Sofort machte sich der junge Seemann auf, dem Befehle Folge zu leisten. Unten gab es jedoch keine andere Arbeit, als einen Stuhl aufzurichten und —

„Dorette, Dorette, keine Angst, wir sind da! Ich bin bei Dir!“

Und wie es nun kam, ist schwer zu sagen: der junge Seemann vergaß völlig, daß er in dem geheiligten Raume der Kapitän's-Kajüte sich befand. Als sei er dazu kommandirt worden, so fest und unverzagt legten sich seine Arme um Doretten's Schultern; in Aufregung schluchzend lehnte sie ihren Kopf an seine Brust, und dann — fanden sich zwei Paar Lippen im ersten Kusse.

Doch nur ein einziger Kuß!

Eine blendende Helle zuckte vom Himmel herab, ein furchtbarer Donnererschlag erschütterte den Schiffskörper, und zugleich hörte man ein heftiges Knattern, Splintern und Reissen, dem sogleich ein Moment tiefter Ruhe folgte.

Jetzt tönte aus der Kabine nebenan ein entsetzlicher Schrei.

Einen Augenblick standen die Beiden zu Stein erstarrt. Dann aber leuchteten die Augen des jungen Seemanns auf; er flüsterte: „Das traf das Schiff! Keine Furcht, Du liebes Mädchen, wir haben uns!“

Und fort war er, in zwei Sprüngen die Treppe hinauf.

In Doretten's Seele aber sang und klang es trotz Gefahr und beginnender Noth. Sie drückte den Knaben, welchen sie keinen Moment außer Acht gelassen, fest in ihre Arme und stieß einen hellen, der tiefsten Seele entströmenden Jubellaut aus, der bei dem Toben des Windes, im Knarren und Knirschen der Schiffswände von keinem menschlichen Ohre gehört wurde. Je stärker es um sie stürmte und toste, desto lauter brach der Jubel ihrer jungen Seele hervor. Der Geliebte war seiner Pflicht nachgegangen, auch sie wollte die ihrige bis zum Aeußersten erfüllen. Der Knabe mußte zu Bett gebracht werden, das hätte längst geschehen sollen. Sie wandte sich der Kabine zu, wo des Kindes Bettchen neben der Koje der Madame besetzt stand. Aber wo war die Frau? Käte's Koje stand leer, die weißen Decken lagen wild herabgeschleudert auf dem Boden, in einer Ecke zusammengedrückt. Doch für die Frau hatte Dorette ja nicht zu sorgen, — das Kind, das Kind war ihrer Obhut anvertraut, nur diesem durfte ihre Sorgfalt gelten, bis andere Befehle Anderes von ihr forderten. So ging sie denn daran, den Knaben zu entkleiden und unter dem Sturmgefange in Wasser und Luft zur Ruhe zu betten. —

Schon bei den ersten Blitzen, die aus den tiefhängenden Wolken zuckten, war Käte zusammengefahren. Ihre Nerven waren von jeher sehr empfindlich und reizbar bei Gewittern gewesen; heute aber, wo ohnehin ihr ganzes Sein unter einer gewissen Vibration litt, fühlte sie sich schwer benommen.

Da hörte sie Reimar's Schritt, er kam gewiß zu ihr, um ihre ängstliche, jetzt zur Nachgiebigkeit geneigte Stimmung zu benutzen, um „seinen Willen durchzusetzen“. Das durfte nicht geschehen! Keinesfalls! Und fest die Lider schließend, heuchelte sie Schlaf.

Raum aber hatte ihr Mann die Kajüte verlassen, als Käte sich aufrichtete und mit weit geöffneten Augen in's Leere vor sich hinstarrte. Da bewegte sich die trübbrennende Lampe, die neben Reimar's Bette in Messing-Ringen hing, — er selbst, Reimar, war gewiß an Deck, in Nacht und Graus auf seinem Posten, — die Wände des kleinen Gemaches, das ganze Gefüge des mächtigen Schiffsbauwerks frachte und stöhnte unter dem furchtbaren, ungleichen Drucke von Sturm und Wellen. Als sollte das herrliche Schiffsgewölbe in Atome zer-schmettert werden, so rüttelten an ihm die Natur-Gewalten. Wenn das Schiff unterlag? Wenn — wo war doch Gustel? Ihr süßer Knabe? Ihr und sein Kind? Ach, da hörte sie sein Stimmchen, zugleich aber drang in ihr Ohr das Prasseln des niederstürzenden Hagels, und eine Feuergarbe, von sinnbetäubendem Krachen begleitet, schoß vom Himmel herab, daß sie die Augen schließen mußte, um nicht geblendet zu werden. Käte stieß einen gellenden Schrei aus, der im Donnergetöse verhallte.

Kam denn Niemand, sich um sie zu kümmern? Ueber ihrem Haupte begann ein Laufen und Trappeln, Ketten rasselten und Taue knarnten, untermischt mit einzelnen Rufen und kurzen, scharf ausgestoßenen Worten. Da mußte Etwas geschehen sein.

Von entsetzlicher Furcht gepeinigt, warf Käte vollends die leichten Decken von sich und taumelte der Kajüten-Treppe zu. Raum vermochte sie sich auf den Füßen zu halten. Schritt für Schritt, Stufe für Stufe schwankte sie die Treppe hinauf. Schon auf halbem Wege drang ein flackernder, rother Lichtschein zu ihr herab, der ihr gepeinigtes Gemüth vollends verwirrte und ihr den letzten Rest von Besinnung raubte.

Nun war sie oben in der freien Luft. Vor ihren Augen that sich ein wunderbares Bild auf, das aber von ihren getrübbten Sinnen nicht mehr richtig erfaßt und beurtheilt werden konnte.

Die Gewitter-Boe war verrauscht, im Norden jagten die schweren Wollenballen, vom Sturme gepeitscht, in wilder Eile dahin, hier und da wurden sie von züngelnden Blitzen zerrissen. Der ganze Himmel war in tiefstes Dunkel gehüllt, der Ocean, in Empörung, warf seine dunklen Wogen gegen das Schiff, die schäumenden Kämme sprühten in flimmerndem Lichte; das Schiff selber aber lag ächzend und stöhnend in den Fluthen, von seinen Deck-Planen aus stieg eine riesige Feuer-säule in die Lüfte, ruhig flammend, majestätisch lodern. Nur zu gut hatte der himmlische Blitz das Menschen-

werk getroffen; nicht nur brannte der Großmast mit seinen Tauen und Segeln gleich einer Riesenfackel, sondern auch das Schanzkleid hatte der elektrische Funke zerrissen und derartige Beschädigungen innerhalb des gigantischen Baues angerichtet, daß die Wasser freien Weg fanden zu dem inneren Organismus.

Ein entsetzlich grausenvolles und doch wunderbar schönes Naturbild.

In diesem gewaltigen Schauspiel arbeiteten die Männer der Besatzung so sicher, ohne fahrende Haft, bestimmt und überlegt, als regiere sie ein einziger Geist, ein einziger Gedanke. So war es auch. Der große blonde Mann dort am Kompaß, der mit fester Stimme Befehle gab, hatte seinen Geist, seinen Muth, seine Thatkraft der Mannschaft eingehaucht.

Jetzt flammte auch der Großmast auf; das verbindende Tau- und Segelwerk hatte die Gluth zu ihm hinübergetragen. Tiefer und mächtiger drangen die Fluthen in den Schiffskörper ein. Die „Leukothoe“ sank.

„Alles andere liegen lassen! Die Boote klar!“

So tönte der Befehl aus des Kapitän's Munde. Zugleich rief Reimar den Unter-Steuermann an seine Seite.

„Holen Sie die Frauen und das Kind herauf. Rasch!“

Darauf hatte der junge Mann längst gewartet, er durfte die Geliebte retten. O, wie fühlte er sich in diesem Augenblicke vor dem Kapitän bevorzugt; der durfte nicht zu seinem Weibe gehen, um es aus Fluthen und Sturmen zu retten, der mußte bis zum letzten Augenblicke auf seinem Posten bleiben!

„Schiffspapiere, Kompaß und Kasse! Dorette soll Wasser und Brod nehmen, was zur Hand liegt! Vorwärts!“

Der Unter-Steuermann nickte verständnißvoll, mit zwei Sprüngen war er zur Treppe. Da aber stellte sich ihm ein unerwartetes Hinderniß entgegen. Hochaufgerichtet, von langem weißen Gewande umwallt, stand die Herrin da und starrte mit den Augen der Geistesumnachtung in die furchtbare Scene. Er konnte nicht hindurch, ohne die Frau zu berühren. Seinen respectvollen Anruf hörte sie nicht; kaum aber streifte sein Arm ihre Schulter, als plötzlich in das erstarrte Bild Leben kam. Mit wilder Geberde warf sie ihre Hände um den Nacken des jungen Mannes und klammerte mit frampfhaftem Griffe sich fest. Zugleich hörte man unterhalb der Treppe einen starken Krach und Brausen von durchbrechenden Wassern. Eben züngelten auch die Flammen gleich huschenden Irlichtern über das Deck selber dahin.

Der Boden unter den Füßen der Schiffsleute brannte und innen brach das Schiff zusammen.

Aus der Kajüte kam ein Ton, wie ein unterdrückter Angstschrei einer Menschenseele. Im Nu war der Kapitän hinzugesprungen, hatte gewaltsam Käte's Finger vom Halse des jungen Offiziers gelöst und sein besinnungsloses Weib mit festem Drucke an sich gezogen.

„Das Kind! Der Knabe! Dorette!“ schrie nun auch er, der schicksalsgehartete Seemann in höchster Aufregung. Er hatte Käte bis an das Heck des Schiffes gezogen, wo in der dunklen Tiefe die zwei aus dem Feuer geretteten Boote schaukelten und die Mannschaft sich auf den immer kleiner werdenden feuerfreien Raum zusammen-drängte, des Befehles zum Begehen der Boote harrend. Hier suchte er sich von Käte's furchtgefolgter Umarmung zu befreien. Erst mit Hilfe des ersten Offiziers und der anderen Mannschaft gelang dies; gleich einer Leblosen fiel die unglückliche Frau in die Arme des nächststehenden Matrosen.

Längst war der Unter-Steuermann unter Deck verschwunden. Der Kapitän stürzte ihm nach, sein Feuerstöß, seinen holden Knaben und die treue Pflegerin zu retten, — zu spät, — nicht vier Stufen war er hinab, als die Kajütenwand vollends einbrach. Ueber seinem Haupte die züngelnde Gluth, unter seinen Füßen die tobenden Wasser, die bis zur Decke jeden Raum ausfüllten!

Er mußte zurück, zurück; er war für die übrigen Menschenleben verantwortlich, die gerettet werden konnten. Zurück! Mit versengtem Haupt- und Barthaar tauchte er wieder auf.

„Acht Mann in jedes Boot!“ kommandirte er so ruhig, als gelte es eine gewöhnliche Übungsfahrt, während doch einige Schritte unter ihm drei Menschenleben, darunter sein eigener Sohn, mit dem Tode rangen, ohne daß er ihnen Hilfe zu bringen vermochte. Er meinte das qualvolle Rufen und Stöhnen der Todgeweihten durch das Brausen der Flammen zu hören. — — —

Ueber den Wassern in eihem knarrenden Taue schwebte Käte zu dem rettenden Boote hinab. Ihr gelöstes Haar flatterte im Winde, und das weiße Gewand leuchtete durch die Nacht; der Feuerschein goß dunkle Gluthen über ihr todbleiches Antlitz. Sie war die Erste, die am schwankenden Taue das brennende Schiff verließ; ihr nach folgten die ersten Männer, Einer nach dem Andern. Jetzt standen noch Kapitän und Ober-Steuermann

allein auf dem Brack, umwirbelt von dampfender Lohe. Noch ein Mal wandte sich der Kapitän, um sich in den Schlund zu begeben, wo Feuer und Wasser in grauem Vereine sich mischten, und ein muthiger Seemann, ein ebenso muthiges Weib und ein Kind den Kampf mit den wüthenden Elementen mit dem Leben bezahlten.

Und wieder hielt der Ober-Steuermann mit aller Gewalt seinen Herrn von dem waghalsigen Unternehmen zurück.

Die unten in den Booten sahen die Scene vom Strahlenglanze des Feuers umgeben. Dabei durchschneit ein markerschütternder Schrei die Lüfte.

Käte hatte die Besinnung wieder erlangt, sie sah hoch oben auf dem brennenden Brack den geliebten Mann in Gefahr und rief ihn mit den erschütterndsten Lauten der Liebe an ihre Seite.

Noch ein Mal knarrte das Tau, — der Ober-Steuermann sprang in's Boot, und als der letzte Lebende verließ der Kapitän das Schiff.

Nach zwei Secunden fühlte Käte sich von starken, treuen Armen umfaßt, ihr Kopf lag an Reimar's Brust, und heilsame Thränenströme reinigten und heilten ihre franke Seele.

Da ging das stolze Schiff zu Grunde. Aus Männeraugen flossen Thränen. Nach einer Stunde schwammen zwei kleine Boote auf den noch leise murrenden Fluthen; ringsum tiefe Nacht, der letzte Span von der „Leufthea“ verglommen, die letzte Planke gesunken, kein Atom zurückgeblieben von dem ganzen stolzen Gebäude.

Aber der Wind rauschte mild, und die Wolken zogen friedlich, hie und da lugte ein Stern auf das dunkle Meer herab.

Mit Tagesgrauen wurden die Insassen der Boote von einem englischen Schiffe aufgenommen und nach weiteren sechs Tagen in Portsmouth gelandet.

Als Käte wieder den Boden der festen Erde betrat, war sie eine Andere geworden: ein mildes, sanftmüthiges Weib. Ihr süßes Antlitz hatte den Jugendreiz nicht verloren, aber auf ihren Locken lag der Schnee des Alters.

Vorstehende Zeilen sind eben fertig geschrieben, da wird mir von der Dienerin die eingegangene Post gebracht. Darunter fällt mir sofort ein Brief auf, dessen Adresse gleichsam eine Bestätigung des Erzählten bedeuten könnte: er ist von Käte, meiner herzlichen Freun-

din. Schnell den Brief auf! Käte schreibt: „Liebe Helene! Reimar ist eben an Bord gegangen, über eine Stunde ist passende Tide*), um den Hafen zu verlassen. Wieder ist die furchtbare Stunde des Abschiedes durchlebt worden und, wie früher schon, komme ich mit meinen noch immer stürmischen Gefühlen zu Dir, der Leidensgefährtin. Wir Seemannsfrauen sind doch eine Art Freimaurer-Gilde: unsere Pflichten sind so außerordentlich schwer, unsere Leiden so unsäglich tief, aber auch unser stilles Glück ist so innig und wahr, daß wir in all' dem nur von einer Genossin verstanden werden können. Du bist nun freilich eine Frau, von der Feder* geworden; dennoch gehörst Du für immer zu uns, weil auch Du die unaussprechlichen Male des Schmerzes,

*) Tide = Ebbe und Fluth.



Helene Felsing-Pickler

der Freude, der Erfahrung einer Seefahrerin in Deiner Seele trägt.

So höre nun: diesmal ist Reimar und mir der Abschied minder schwer geworden. Zum ersten Male seit jener Nacht, die unser Kind uns raubte und mein Haar bleichte, habe ich Reimar leichteren Herzens von mir gelassen. Er selbst freilich, der arme Mann, geht in Sorgen, — hoffentlich ganz unnöthigen, — auf die Reise. Er sorgt sich um mich. Ahnst Du Etwas? —

Ja, das Schicksal ist doch gütig. Wenn Reimar von Nordamerika zurückkommt, werde ich ihm vielleicht schon sein verjüngtes Ebenbild auf den Armen entgegentragen. Die Zeit der Trennung wird mir kurz erscheinen; ich habe zu schaffen und zu sorgen für ein geliebtes, kleines Menschenkind.

Und nun noch Eins. Du hast mich oft gebeten, Dir zu gestatten, mein „weißes Haar“ literarisch zu verwerthen; doch hielt mich eine unerklärliche Scheu davon ab, Deiner Bitte nachzugeben. Jetzt aber, wo völlig geübt ist, was verschuldet war, wo das Leben in neuer, köstlicher Hoffnung uns aufblüht, jetzt bitte ich selber, schreibe eine kleine Seegeschichte mit dem Titel „Weißes Haar“. Aber vergiß das Ende nicht, das gute, glückselige Ende!

Deine Käte.“

Nachdruck verboten.

Gedankensplitter.

Von Albert Roderich.

Ich weiß, daß das Gefühl nicht viel bedeutet, Das gern in Worten sich erledigt; — Ein schlechter Küster, der die Glocken läutet, Während der Priester predigt.

Nach deinen Kräften nur strecke Dein „Was“ und dein „Wieviel“; — Ein Rennpferd und eine Schnecke Kommen Beide an ihr Ziel.



Am Sattelplatz. Zeichnung von M. Ledeli. — Siehe Seite 157.

Nachdruck verboten.

Vom grünen Rasen.

Von Paul Lindenberg.

Mit drei Zeichnungen von M. Ledeli.

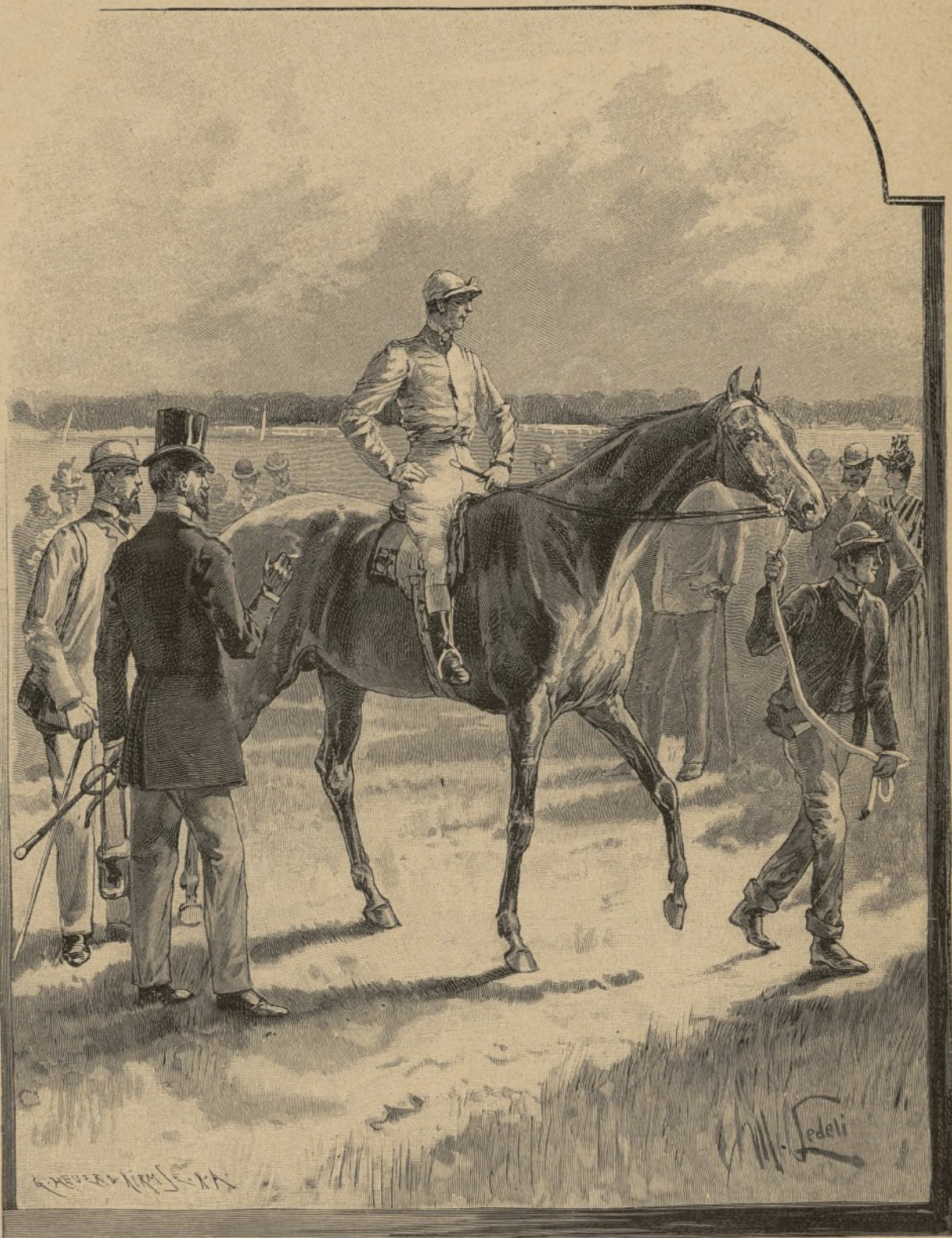
Die Mittagsstunde ist vorüber. Auf drei Uhr ist das erste Rennen angelegt, aber lange vorher bildet die Bahn das Ziel vieler Tausende. An den dichtgedrängten Reihen der Fußgänger vor- bei rollen die Mietstutchen und Equipagen aller Art; windischneil jagt ein schwankender Tilbury dahin, mit Leichtigkeit die vierpännige, hochgetürmte Mailcoach überholend, von deren Verdeck herab die bunten farbigen Uniformen einer Anzahl Kavallerie-Offiziere leuchten, und in gewohnter flotter Schrittlart rollt ein Schlächter-Fuhrwerk einher, das heute freilich einen lustig schwahenden, zweibeinigen Inhalt birgt; bis auf das letzte Plätzchen sind die Pferdebahn-Waggons besetzt und selbst die alterthümlichen Thorwagen kommen nach langer Zeit wieder an's Tageslicht und finden gern Benutzung.

Endlich ist sie erreicht, die Rennbahn: von lachenden Sonnenstrahlen beschienen, bietet sie ein überragend frohes, buntebelebtes Bild dar. Alle Plätze sind dicht besetzt, alle Stände, alle Bevölkerungsklassen sind zahlreich vertreten, denn selbst in den Kreisen, die sich vordem nie darum gekümmert, regt sich neuerdings mehr und mehr die Theilnahme für den Rennsport, und mit der Theilnahme wächst auch das Verständnis. Ein kurzes Verweilen auf dem letzten Plätzchen liefert uns davon schnell den Beweis, denn ein erheblicher Bruchtheil der Besucher hier selbst findet sich regelmäßig an dieser Stelle ein und ist längst mit den Geheimnissen des Turfes vertraut. Und für sie, die diesen fünfzigpfennig-Platz bevölkern, für all diese Handwerker und kleinen Beamten, Kaufleute und Comptoristen, Diener und Soldaten, die häufig von ihren Frauen und Kindern begleitet sind, bilden die Rennen den Quell naiver Freuden und Erholungen, und selbst wenn sie unter einander bescheidene Wetten abschließen oder gar einige Groschen bei den verstoßen umherstreifenden Buchmachern setzen, so thun sie es nicht aus Gewinnlust allein, es gehört zu ihrem Sonntagsvergnügen, ebenso wie die mitgebrachten Butterbrote und das von „fliegenden“ Kellnern gereichte Bier, wie der laute Schall der Musik und der Lärm vergnügter Menschen ringsum.

Außerdem auf dem ersten Plätzchen. Zwischen den Besuchern desselben und den Rennen spielen oft mancherlei Interessen mit, die für Viele von einschneidender Bedeutung in materieller, für Andere wieder in persönlicher Hinsicht sind. Hier wie auf den Tribünen finden wir die tonangebenden Kreise versammelt, die Freunde und Beschützer des Sports, Offiziere, Gutsbesitzer, Mitglieder der jeunesse dorée in tadelloser Kleidung nach neuestem Pariser „Piquet“, höhere Beamte, wohlhabende Industrielle, und auch an vielen anmuthigen weiblichen Erscheinungen, deren helle Frühlingsgewänder und farbenschildernde Sonnenschirme das ganze abwechslungsreiche Bild verschönern, fehlt es nicht, ebenso wenig wie an den „falschen Sportsmen“, die schon äußerlich, durch Cravaten-Nadeln und Uhr-Verloques in Form sportlicher Embleme, durch Spazierstöcke mit silbernen Fußreifen oder Pferdeköpfen am Griff, wie nicht minder durch ihr anmaßendes Wesen ihre Zugehörigkeit zum Turfe zeigen möchten. Hin und her schwirren die Namen der Pferde und Reiter, hört man Bemerkungen und Vermuthungen, bestimmte und zweifelnde Aeußerungen über den möglichen Ausfall der bevorstehenden Rennen. „Sie meinen, „Blücher“ wird Erster?“ „Natürlich, wette Hundert gegen Eins, ein superbes Thier.“ „Na, und „Mitado“, — er hat doch in Baden-Baden gewonnen?“ „Aber ich bitte Sie, das ist lange her, seitdem hat er schon manche Niederlage erlitten!“ „Gewiß, aber er hat neulich sogar „Burgwart“ geschlagen, — das will doch was heißen!“ „Wenn Sie danach gehen wollen, Bester, dann kann ich Ihnen natürlich nicht rathe; Zufälle spielen überall mit, verlieren oder gewinnen Sie Ihr Geld, wie Sie wollen, mir ist es gleich!“ „Ich setze auf „Kumpfernidel“,“ sagt ein corpulenter Herr, der behaglich lächelnd mit der einen Hand an der überstarken goldenen Uhrkette spielt, während er mit der anderen die Thaler in der Tasche vernehmlich klappern läßt. „Aber wie kommen Sie denn gerade auf „Kumpfernidel“? Haben Sie Gutes darüber gehört?“ „Ne, das eigentlich nicht, aber er gefällt mir!“ „Der Hengst? Kennen Sie ihn denn näher?“ „Ne, gar nicht, der Name gefällt mir, — „Kumpfernidel“, da liegt was drin! Wissen Sie, ich esse so gern —“ „Ah so, — nun weiß ich, wonach Sie den Werth der Pferde bemessen! — Schade, daß nicht ein „Austernberg“ oder „Gänseleber-Pattete“ heißt!“ „Ja, schade,“ schmunzelt wohlgefällig der Bierbrauer, „dann würde ich auf „Gänseleber-Pattete“ setzen!“ — „Bitte, bitte, Herr Graf, sagen Sie mir doch, wen ich wählen soll, — ich meine,“ verbessert sich, tief erröthend, das Backfischchen, „auf welches Pferd ich setzen soll, Papa hat mir ein Goldstück dazu geschenkt!“ — und triumphirend hält das zarte Händchen die Doppelkrone dem hübschen Dragoner-Lieutenant entgegen. „Ja, mein gnädigstes Fräulein, da ist schwer rathe, ich bin selbst theilhaftig; Sie wissen, dann ist es mit dem objectiven Urtheile schlimm!“ „Aber gewinnen muß ich auf jeden Fall,“ unterbricht ihn die Kleine. „Wer so gewinnend ist, wie Sie, meine Gnädigste, der kann überhaupt nicht verlieren,“ — und der Graf streicht mit sichtlichem Vergnügen über das gelungene Compliment seinen wohlgepflegten, blonden Bart. „Soll ich für Sie setzen, oder wollen Sie selbst?“ „Nein, nein, ich selbst, passen Sie auf, ich habe Glück!“ „Gewiß, gewiß, aber gestatten Sie, daß ich Sie führe,“ — und fröhlich plaudernd wendet sich das hübsche Paar dem Totalisator zu, während die Mutter des Backfischchens, welche von ferne die kleine Scene beobachtet, bereits Zukunftspläne spinnst.

Am Totalisator herrscht ein unermüdetes Hin und Her, ein stetes Drängen und Schieben, Stoßen und Drücken. Weit- hin ist der Klang der Goldstücke vernehmbar, überdient zuweilen nur durch den lauten Ruf des Namens dieses oder jenes Pferdes, auf welches gesetzt wird. Hastig zieht der Kassirer das Geld ein und hastig theilt er die Kärtchen aus, auf denen die nach dem Renn-Programme festgesetzten Nummern der einzelnen Pferde angegeben sind. „Aber erklären Sie mir dies doch ein wenig,“ und die kleine Fee sieht bittend zu dem Dragoner empor, der ihr eben ein Kärtchen errungen. „Mit

Vergnügen, — also Sie haben auf „Glücksfind“ gesetzt; „Glücksfind“ hat auf dem Programme die Nummer fünf. Gewinnt nun „Glücksfind“, wie wir hoffen wollen, so werden alle sonstigen Einsätze, die auf die übrigen Pferde gemacht wurden, unter diejenigen vertheilt, welche auf „Glücksfind“ gesetzt haben. Sind dies viele, so fällt der Betrag natürlich nicht sehr groß aus, sind es wenige, so ist er selbstverständlich höher, — ein-, zwei-, dreihundert Mark, vielleicht noch mehr für das gefetzte Zwanzigmarkstück.“ „Ach, das wäre hübsch, zu hübsch,“ — und die hellste Freude strahlt aus den blauen Augen, „es wäre mein erstes selbstverdientes Geld! Doch da kommt Papa, er muß auch auf „Glücksfind“ setzen, — ich habe die Ahnung, daß „Glücksfind“ gewinnt; passen Sie auf, Herr Lieutenant, meine Ahnung geht in Erfüllung,“ — und die Kleine fliegt den Eltern entgegen.



Der Sieger. Zeichnung von M. Ledeli.

„Und ich habe die Ahnung, daß ich Dich vielleicht gewinne, Du „Glücksfind“,“ sagt mit leiser Stimme hoffnungsfroh der Graf und nimmt sich dabei vor, von nun an doppelt lebenswüthig zu dem Regierungs-Präsidenten und seiner Gemahlin zu sein.

Eine ähnliche fieberhafte Erregung, wie am Totalisator, zeigt sich auch in und bei den Stallungen, in denen die edlen Rasse scharren und wiehern, als ob sie ebenso wenig den Anfang des Rennens erwarten könnten, wie ihre Herren, die liebestofend über Hals und Rücken der Thiere freudlich und ihnen Schmeichelworte zuraunen. Prüfend gleiten die Blicke der Jockeys wie der Besitzer über jedes der Thiere; vergeblich suchen sie ihre Spannung zu verbergen und eine ruhige Unterhaltung zu führen, — es gelingt ihnen nicht, denn zu viel steht auf dem Spiele, oft ein ganzes Vermögen, oft gar die Existenz eines Einzelnen. Das erklärt denn auch die Sorgfalt, mit welcher nun die Sattelung vorgenommen wird, den freundschaftlichen Verkehr mit den Jockeys, die nervöse Unruhe, welche allmählich selbst die Unbetheiligten ergreift und sie immer wieder und wieder nach dem Zeiger der Uhr blicken läßt, ob nicht endlich das erste Rennen beginnt. Endlich ist der Zeitpunkt da: die Jockeys schwingen sich in die Sättel und reiten in die Rennbahn ein. — Aller Augen, alle Oerngläser wenden sich ihnen zu, — hundertfach ist die Kritik über jedes der Pferde, die jetzt dem Start zusiegen. Auf den Tafeln werden die Be-

zeichnungen des ersten Rennens und die Nummern der Pferde sichtbar, die sich an dem Kampfe betheiligen werden. Diejenigen, welche die Pferde und die von den Jockeys an Mütze und Jacke getragenen Farben der Besitzer nicht genau kennen, verüben sich nun leicht nach dem Renn-Programme, welches die Nummern der Pferde verzeichnet, zu orientiren.

Die erregteste Aufmerksamkeit ist zunächst dem Start zugewendet, jenem fernen, durch eine Fahne bezeichneten Punkte, an welchem sich die Reiter versammelt haben. Welche Schwierigkeiten, die muthigen Rasse in eine Reihe zu bringen! Immer wieder bricht eins von ihnen aus und jagt einige hundert Meter vorweg, um endlich mit sichtlich Mühe von seinem Reiter gezügelt und zurückgedrängt zu werden. Nun aber ist es gelungen, — hell tönt die Glocke über das weite Feld, das Rennen hat begonnen! Einige Sekunden hindurch ist

der Lärm der Tausende verhallt, aber es ist nur die Ruhe vor dem Sturm, der jetzt mehr und mehr anschwillt in Rufens, Bemerkungen, Hoffnungen, Befürchtungen: Einer macht den Anderen aufmerksam, Einer ruft dem Anderen zu, welches Pferd die Führung hat, nur schwer, für die fundigsten Augen, läßt es sich vorläufig erkennen, — wie kleine, bunte Punkte erscheinen in der Ferne die vom Winde aufgebauchten Seidenblousen der Jockeys, die winzigen Klappen und flatternden Schärpen, jetzt hierhin und dorthin verstreut, nun wieder zusammengezogen und alsbald zu einem unentwirrbaren, mit sturmartiger Geschwindigkeit sich dahinbewegenden Knäuel vereinigt, der sich ganz plötzlich löst und ein allmähliches Erkennen der Farben ermöglicht. „Glücksfind ist voran!“ „Jetzt „Cardinal!“ „Hoho, Weil schlägt Alle!“ „Nein, Harald macht's!“ „Glücksfind hat wieder die Führung!“ „Surrah, „Blücher“ ist Erster!“ „Blücher, bravo, Blücher!“ „Nicht zu früh, „Glücksfind“ ist wieder an der Tete, hoch, „Glücksfind!“ Die Aufregung erreicht den höchsten Grad, — Stühle, Tische, Barrieren werden erklüftet, Jeder will Gewißheit haben, selbst die Ruhigen und Besonnenen werden mit fortgerissen und stimmen in das Geschrei ein, — und nun naht sie selbst, die wilde Jagd! Sand und Steine fliegen unter den Füßen der leuchtenden Thiere auf, der Erdboden bröckelt bei dem rasenden Laufe, tausend Klappen die Reitischen nieder, Reiter und Rasse nehmen die letzte Kraft zusammen, denn dort winkt bereits das Ziel,

und nun, — ein donnernd anschwellender, brausender Jubel dröhnt über die Bahn: „Glücksfind! Hoch, Glücksfind!“ „Glücksfind“ ist zuerst durch das Ziel gerast, „Glücksfind“ hat das Rennen gewonnen! —

Freilich, nicht Alle jubeln dem siegreichen Pferde, das von schmetterndem Lufte, von lautem Hurrah empfangen wird, zu, in vieler Mienen malt sich Enttäuschung, so Mancher denkt sehnsüchtig an den verlorenen Einsatz und wünscht ihn sich zurück, aber desto freudiger strahlen dafür die Gesichter der Gewinner, die mit gefüllten Tassen vom Totalisator kommen, um sich mit einigen Gläsern Sekt am stark belagerten Buffet für die gehabte Aufregung zu stärken. „Hier, mein gnädigstes Fräulein, haare hundertundachtzig Mark!“ — und der Graf zählt dem vor Freude bebenden Blondkopf die funkelnden Goldstücke in die Hand. „Wollen Sie auch beim nächsten Rennen setzen?“ „Ja, gewiß, — ach, Papa, darf ich?“ und nachdem der Präsident die Frage seines Töchterchens bejaht: „Aber welches Pferd soll ich wählen, Herr Lieutenant?“ „Ach, meine Gnädigste, reite den „Hoffnungstern!“ „Nun, dann wähle ich gewiß den „Hoffnungstern!“ — und ausgelassen zur Präsidentin: „Mama, ich habe den „Hoffnungstern“ des Herrn Lieutenant gewählt!“ Der Offizier hat das leichte Lächeln um die Mundwinkel der Präsidentin bemerkt, er verbeugt sich tief, denn er weiß, daß, wenn er auch beim nächsten Rennen nicht das Ziel erreicht, er ein schöneres und höheres Ziel nicht verfehlen wird. . . .

Nachdruck verboten.

Gastrecht und Gastlichkeit.

Von P. G. Heims.

Es ist ein gar feines Lob über ein Haus: „ein gastliches, gastfreies Haus!“ Das heißt mit anderen Worten: ein Haus, in dem sich Jeder, der ihm nahe kommt, wohl fühlt. Weshalb? Weil in dem Hause ein Geist lebt, der zu den guten gehört. Ein Geist selbstloser Hingabe an das Wohl, an die Förderung Anderer. Denn das ist doch der eigentliche Sinn des Wortes „Gastlichkeit“, daß Derjenige, der sie übt, den, an welchem sie geübt wird, herzlich, freundlich, innig, als Gast des Hauses, das heißt als Schützling oder als Genossen aufnimmt, der Theil hat an Allem, was das Haus bietet, oder was die Herzen lebendig bewegt.

Im äußersten Norden unseres Landes, und je näher der dänischen Grenze, desto mehr, ist es unverbrüchliches Gewohnheitsgesetz auf dem Lande, daß Jeder, der über die Schwelle des Hauses tritt, zu jeder Tageszeit nach Vermögen desselben bewirthet wird. Das ist eine schöne Sitte; aber solch Haus darum gleich gastlich zu nennen und von dem gastfreien Norden zu reden, dazu hat man darum am Ende noch keine Berechtigung. Denn Gastlichkeit ist eben doch mehr als Essen und Trinken. Von einem dauernden Verhältnisse ist da nicht die Rede. „Das ist ein sehr gastfreies Haus“, wird von dem des Herrn A. und der Frau V. gerühmt, „da kann man zu Behn und zu Zwölf ankommen, man wird immer freundlich aufgenommen.“ Ja wohl; vielleicht, weil Herr A. zu wohl-erzogen und Frau V. zu schwach ist, um merken zu lassen, daß ihnen diese Massen-Einquartierung eigentlich über die Maßen unangenehm ist, und der mit heftigem Händeschütteln verabschiedete Heerbann der Gäste hört es nur nicht, wie der liebenswürdige Wirth und die strahlende Wirthin des gerühmten Hauses hinter ihnen dreinschreien: „Gott sei Dank! Das dauerte lange! Aber man kann einmal nicht anders!“

Nein, Gastlichkeit ist auch noch etwas Anderes, als die Menschen in Masse aufnehmen. Nämlich zunächst die Freude, einem Andern etwas sein zu können, und das redliche Bestreben, ihm etwas sein zu wollen. Ich kam einmal in einsamer Zeit in eine mir wildfremde Stadt, an die ich dienstlich gebunden war. Keine Seele darin war mir bekannt, außer einem entfernten Verwandten. Ich freute mich, wenigstens dies eine Haus zu haben. Aber ich that es zu früh. Kaltherzig, ich möchte sagen unförmlich trat man mir entgegen. Kein Mensch machte auch nur die geringste Anstrengung, mir durch freundliche Angliederung an das Haus über die langen Abende, über die verkehrslosen Nachmittage hinwegzuhelfen; aber zu Mittag wurde ich einmal eingeladen. „Ein reizend gastfreies Haus!“ sagte, als wir davongingen, ein Miteingeladener; „jeder Fremde findet freundliche Aufnahme.“ Ich schwieg. Es ist mir noch heute das abschreckende Muster eines ungastlichen Hauses.

Dagegen kenne ich ein anderes. Es ist nun lange aufgelöst. Es war zu meiner Hauslehrer-Zeit. Ich hatte eine gute Stunde dahin zu geben. Aber die Woche wäre mir eine verlorene erschienen, in der ich nicht wenigstens ein Mal dort hinausgewandert wäre, und wäre es durch tiefenden Regen oder finsternen Schnee gewesen. Trat ich ein in's Haus, dann war's mir wohl, und wenn ich wieder in die Nacht hinausging, war es mir warm um's Herz. Ich hatte da eine Zuflucht gefunden. Die Leute wußten und fühlten, wie es einem einsamen Menschen zu Muthe ist, und öffneten ihre Thüre weit: „Komm herein!“ Behagen wehte durch die kleinen Räume, Güte deckte den Tisch, Freundlichkeit führte das Wort, Theilnahme und herzliche Fürsorge umgab den Gast, am Weihnachts-Abend brannte ihm da der Baum, und je länger, je mehr hatte er selbst Theil an dem äußeren und inneren Leben des Hauses: er lebte mit dem Hause, kannte seine Freuden und Schmerzen, und lebte von dem Hause, das heißt, er sammelte da für sein ganzes späteres Leben. Das war ein „gastliches“ Haus, das seine Pflicht erkannte und freudig übte: einsamen Wanderern auf dem Lebenswege Herberge zu geben.

Ein jedes gutes Haus hat Pflichten. Zu denen gehört es, sich derer anzunehmen, die so einsam an seine Thür klopfen: junge, Anschluß suchende Ehepaare, allein stehende junge Mädchen, vereinsamte Witwen, Männer ohne eigenen Herd. Pflichten sind nicht immer angenehm. Zu den Unannehmlichkeiten gerade dieser Art von Gastlichkeitspflicht gehört es beispielsweise, daß sie zuweilen ausgebeutet wird. Es ist einem neu aufgenommenen Gaste aus gutem Herzen gesagt worden: „Besuchen Sie uns, so oft Sie mögen.“ Und es hat ihm gefallen; er kommt oft wieder, sehr oft vielleicht, öfter, als mit ganz guter Lebensart verträglich. In anderen Häusern ist er kalt und conventionell behandelt worden, in diesem einen nicht, und eben dieses muß nun desweges die Pflicht allein tragen, in die von Rechts wegen so und so viel Häuser sich hätten theilen müssen. Und es darf sie durch eine Art Gewissenszwang nicht ablehnen. Pflichten hängen nicht vom eigenen Belieben ab. Da ist es nun ja gerade nicht immer durchaus angenehm, wenn der Gast von vorgestern heute schon wieder klingelt, — aber welcher

Hausherr, von dem es heißen darf: „Des Mannes Werth liegt im Gemüthe und in der angestammten Güte“, — und welche Frau von Herz wird den traurigen Muth haben, den etwas häufigen Gast nun durch gute Behandlung zu kränken und zu verschrecken? Aber einen anderen Muth müssen sie Beide haben, wollen sie rechte Gastlichkeit üben: den der Aufrichtigkeit, damit nicht aus der Gastfreundschaft Heuchelei wird, den Muth, offen und ehrlich dann zu sagen: „Es thut mir leid, heute geht es nicht!“ Der Gast, der sich durch solch offenes Gebahren gekränkt fühlt, statt geehrt durch das Vertrauen, das darin liegt, — der mag gehen! Der paßt in das Haus nicht hinein; und eine Pflicht der Selbsterhaltung ist es, die Eigenart und die Selbstherrlichkeit des Hauses bei aller herzlichen Gastlichkeit unverrückt zu wahren. Selbsthingabe darf nie zur Selbstaufgabe werden.

Ja, wie leicht würde uns die Pflicht der Gastlichkeit, wenn wir immer auf Persönlichkeiten trafen, die alle die Tugenden besitzen, welche von vornherein uns einen Gast werth machen, die ihrerseits nicht bloß empfangen, sondern auch geben könnten! Aber mustert man einmal die Reihe der Schutzbefohlenen, die Einem von Jahr zu Jahr durch's Haus gewandert sind, wie viele oder wie wenige sind darunter, die man immer und immer wieder mit Freuden begrüßte beim Kommen und schließlich mit warmem Herzen scheiden sah? Wie wenige, die durch Herzenshöflichkeit, durch klugen Sinn, durch ein großes Talent, durch warmes, inniges Eingehen auf die Freuden und Leiden der Häuslichkeit, durch Rücksichtnehmen auf ihre Schwächen, durch herzliches Sichverfehlen in ihre Interessen, uns Freunde geworden aus Gästen? Warmherzige Freunde, mit denen uns fester und fester das Band starken Vertrauens verbindet? Viele sind es nicht. Es giebt im Ganzen mehr langweilige als anregende, mehr von sich selbst eingenommene, als freundlich bescheidene, mehr beschränkte als geniale Menschen unter Jungen und Alten, Männern und Frauen; das Alles aber giebt uns nicht das Recht, allein diejenigen weißen Raben uns auszusuchen als Gegenstände unserer gastlichen Fürsorge, die alle Bedingungen erfüllen, welche wir zu stellen geneigt sein möchten. Auch die Anderen wollen leben, und nach der Regel, daß der Mensch hilfreich und gut sein soll, liegt auf uns die Pflicht, ihnen dazu die Hand zu reichen, soweit hinüber wie wir können.

Aber kann ein Gast sich durchaus nicht in den Ton und die Gewohnheit des Hauses schiden, fehlt ihm Wille und Anlage, sich in die Denkweise und die Hausordnung der Wirthin hineinzufügen oder macht er gar den Versuch, seine Aufschauungen und Meinungen als die allein maßgebenden hinzustellen, — dann giebt es keine Verpflichtung der Gastlichkeit mehr; und wer sein Haus lieb hat, der bricht kurz und fest mit solchem Gaste. Ich erinnere nur an die unerträgliche Sucht manches im Nest warm gewordenen Gastes, sich ohne Verus und Auftrag in die Kindererziehung, sei es durch Neugierde, sei es gar durch thätliches Eingreifen, mischen zu wollen. Derartige geht nun einmal nicht. —

Eine ganz andere Art der Gastlichkeit ist die, mit der wir einem Freunde oder guten Bekannten unser Gasttrüblein auf kurzen oder längeren Besuch einräumen. Es hat sich da ein böses Sprüchlein ausgebildet: „Man hat doppelte Freude von jedem Besuche: man freut sich, wenn er kommt, und man freut sich, wenn er geht.“ Ganz ohne Grund kann ein so häßliches Wort nicht aufkommen. Und ich glaube, er liegt darin, daß bei derartigen Gelegenheiten oft auf der einen Seite zu viel, auf der anderen zu wenig gethan wird. Der Gastgeber will mehr geben, als er kann; der Gast will mehr beanspruchen, als er darf.

„Nun wollen wir Sie auch recht genießen!“ heißt es mit lachendem Munde bei der Ankunft. Und das geschieht dann nur in der Art, daß Gastfreund und Gast thun, als wären sie von Stund an zusammen geschmiedet. Der Fremde ist eine Art Galeerenflave geworden, der erbarungslos nach festgestelltem Plane durch Stadt und Land, durch Wälder und Wirthshäuser geschleppt wird: „Das müssen Sie mitnehmen,“ — „dahin muß ich Sie führen,“ — „ich kann leider, leider nicht, ich habe nothwendig zu thun, aber ich gebe Ihnen meinen Sohn mit,“ — und dem armen Gaste fallen vielleicht die Augen vor Müdigkeit zu, oder das, was er sehen soll, ist ihm so gleichgültig, wie die Gebirge auf dem Monde, und er setzt sich lieber in einen stillen Winkel und tränke beschaulich sein Schöpfslein.

Doch das geht noch, aber schrecklich wird's, wenn diese Gast sich Stunde um Stunde auch innerhalb des Hauses fortsetzt. Morgens am Kaffeetische fängt der Zwang an: „So, Kind, nun überlasse ich Dir unseren lieben Gast!“ Die Hausfrau nimmt ihre Arbeit und setzt sich an den Küchentisch: „Bitte, setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie mir von zu Hause; Sie müssen nun schon mit mir fühlend nehmen.“ So quälen die Beiden sich durch den Vormittag, statt daß es einfach und freundlich heißt: „Ich überlasse Sie sich selbst. Lesen, schreiben, spazieren Sie; ich habe im Hause zu thun!“ Bewahre, der Gast darf nicht allein sein: er muß unterhalten werden. Der Mittagstisch, eine der gegebenen Zeiten, in denen Haus und Gast traulich, fröhlich und herzlich zusammengehören, ist vorbei: „So, nun kommen Sie mit in mein Zimmer, da rauchen und plaudern wir!“ Und der Hausherr stirbt vor Müdigkeit, weil ihm der gewohnte Mittagsschlaf entgeht, und dem Gast schwebt ein goldener Traum vor den immer wieder zufallenden Augen: ein Traum von einem Sopha, auf dem er sich ausstreckt und mit Behagen eine Zeitung, ein Buch lesen oder auch in friedlichem Schlummer die Welt und seine Reize und die schreckliche Freundlichkeit dieses einzig gastlichen Hauses vergessen kann. „Freiheit für die Wirthin, Freiheit für den Gast!“ Das muß das erste und vornehmste Gebot aller Gastfreundschaft sein, oder das Leben wird beiden Theilen zur Qual. Die Fremdenstube darf und soll nicht nur Schlafzimmer, sie muß auch Wohnzimmer für den Fremdling sein — und sein können, in dem er frei nach Wunsch leben darf, wie und wann es ihm gefällt. Mir hat's immer außerordentlich gefallen, wenn es beim Aufstehen von Tische hieß: „Um vier Uhr trinken wir Kaffee; dann sehen wir uns wohl wieder und machen nachher einen Spaziergang oder fahren oder reiten aus.“ Da geht Jeder zwanglos und herzlich vergnügt seiner Wege, und vergnügt und frisch kommen Alle wieder zusammen. Solch Fremdenstübchen als eine Art Privatbesitz in einem lebenswerthen Hause, ausgestattet etwa mit einem bequemen Votterbett, mit einem Schreibstischchen, auf dem ein Tintenfaß mit wirklich flüssiger Tinte und gutem Löschpapier, mit einem Kistchen Cigarren und einigem verständigen Lesestoff, — das kann Einem in der Erinnerung zu einem kleinen Paradies werden, nach dem man sich immer wieder hinsehnt.

Nur darf die Wirthin vorher im Winter nicht fragen: „Soll ich Ihnen auch vielleicht heizen?“ Es ist recht kalt oben! Dann sagt man natürlich, man fühle sich nur bei fünf Grad

über Null gemüthlich. Ueberhaupt das leidige Fragen, als: „Kann ich Ihnen etwas vorsetzen?“ „Bewahre, — nein!“ „Nehmen Sie Bier oder Wein?“ — „Habe durchaus kein Bedürfnis, etwas zu trinken!“ — „Soll ich Ihnen Rothwein oder Weißwein bringen lassen?“ — „Gnädige Frau sind zu gnädig!“ — Es ist für beide Theile viel angenehmer, wenn das Alles ohne viel Redens einfach vor den Gast hingestellt wird: hat er Hunger, dann ist er eben das belegte Butterbrod mit dankbarem Gemüth, hat er keinen, dann besorgen's wohl die Kinder; will er Bier, läßt er den Wein stehen und umgekehrt, und alle Theile fühlen sich unendlich wohl dabei.

Aber auch der Gast hat Pflichten. „Froher Gast, Niemand's Last!“ ist ein altes Wort. Gott behüte Jeden in Gnaden zur Sommer- und Winterzeit vor einem einkehrenden Freunde, der mißtraulich die Augen rund und um gehen läßt, ob ihm auch stets schon genug geschieht, der maulend jedes Versehen straft, das ja immerhin im besten Hause möglich, und vor Allen vor dem, der, heimgekehrt, die Schwächen der Gastfreunde, die freundlich ihr Beites an ihm gethan, vor Frau und Kindern mit Zinnober und Ocker auf Leinwand malt und dazu singt oder brummt: „Nur einmal bin ich dort gewesen!“

Wirth sein und Gast sein ist Beides eine Kunst. Aber wer die eine davon kennt, dem wird auch die andere geläufig sein. Und ein rechter Künstler gewinnt doch gottbegnadet alle Herzen.

Nachdruck verboten.

Die Erlöserin.

Von Anna Gräfin Pongrácz.

Eine ist —
Die Einzige.

Sie segnet!
Sie heilt!
Müde
Verjüngt sie;
Tödtet,
In Schmerzen gestorben,
Weckt sie zu neuem,
Zu schönerem Leben!
Keine Hölle,
Aus der sie nicht führte;
Kein Abgrund,
Den sie nicht überbrückte!
Die finsternste Nacht
Erhellst ihr Lächeln,
Und wo Dämonen haufen,
Zaubert ihr Wink
Frieden und Freude!

Also,
Durch der Erde Jammer und Thränen
Schreitet sie strahlend:
Auf dem Haupte die Krone,
In den Händen die Palme,
Stillen Glanz in den Augen.
Errettet ist,
Wer ihr begegnet,
Und sah er sich zehnfach verloren!
Wo sie wandelt,
Da sprießt, —
Auf ödester Flur,
Auf steinigster Halde, —
Sprießt frisches Grün,
Sprießen duftige Blüthen.

Nichts widersteht ihr.
Nichts besiegt sie!
Ueber des engen,
Des kleinen Menschendaseins
Grenzen hinüber
Reicht ihre Macht:
Leise, —
In ahnenden Seelen
Erfüllt vom Gefühl ihrer Gottheit, —
Leise,
Mit goldenem Finger,
Knüpft an's Unendliche
Sie das Endliche an.

Eine ist —
Die Einzige,
Die Erlöserin —
Liebe heißt sie.

Nachdruck verboten.

Pariser Weltausstellungs-Geplauder.

Paris, Ende August.

Errißt man Sie heute in der Oper oder im Théâtre Français?

„Nein, ich bin in der Ausstellung.“

Die Ausstellung hat es den Theatern angethan, die Logen der vornehmsten Welt sind verwaist, und selbst der Boulevard leidet unter dem grausamen Wettbewerb. Die haute gomme, die es sonst um keinen Preis der Welt verabsäumen würde, ihren Apéritif, Absinth oder Madeira vor dem Café Riche oder bei Tortoni einzunehmen, dinst auf dem Marsfelde, in einem der zahllosen Cafés, die sich unter dem eisernen und doch luftigen Arcaden der Hauber-Paläste an einander reihen, oder an irgend einem lauschigen Plätzchen, an einem stillen See, zwischen Palmen und Granatbäumen, neben mexicanischen oder ägyptischen Alterthümern und schimmernden Pavillons zu finden sind.

Die Ausstellung hat die Pariser Sitten völlig umgestaltet, und jede ihrer zahllosen Abtheilungen, von der edlen Kunst und dem Kunstgewerbe mit seinen funkelnden Diamanten, seinen mosaikartig ausgelegten Möbeln, seinen Bettvorhängen aus reichen Brocat-Stoffen im Geschmack des fünfzehnten Ludwig, bis herab zu den arabischen Cafés, hat seine Liebhaber, seine Habitués. Und wenn sich dann mit dem Schläge sechs Uhr und unter Kanonendonner die meisten Ausstellungsräume schließen, und nur noch die urmächtige Maschinenhalle, die Gallerie der dreißig Meter offen bleibt, der Abend nieder-dämmert und ein neuer elektrischer Morgen aus dem weiten Central-Garten anzubrechen scheint, — welch ein Menschen-gewimmel in dem verengten Raume! Zahllose Personen sind nur gekommen, um die feenhaft beleuchtete Ausstellungsfelbes von dem glorieux strahlenden Ehrenpavillon bis zum Trocadéro hin zu bewundern, der sich in der Ferne auf den Höhen des rechten Seine-Ufers wie ein Märchenschloß in einem Walde ausnimmt, dessen Bäume funkelnde Rubinen tragen. Der Eiffel-Thurm dehnt seine Eisenglieder, welche die bengalischen Flammen wie mit Nordlichtern überziehen. Emstigen Raupen vergleichbar klettern die Fahrgestelle an den Strebenpfählen empor, und das giebt ein mächtiges Rauschen, wie in einem windbewegten Tannenwald.

Die, welche durch Glücksgüter nicht gesegnet sind, haben sich in gewaltigen Körben kalte Speisen mitgebracht und verzehren sie auf gemieteten Stühlen mit bester Laune, von Zeit zu Zeit einen erwartungsvollen Blick auf die Beden werfend, aus denen die farbigen Springquellen, diese Lieblinge des großen Pariser Publicums, hervorsprudeln werden.

Die Diners en plein air sind übrigens nicht das am wenigsten Charakteristische der Ausstellung, und der Genre-Maler entdeckt da Bilder, welche in solcher Umgebung ein ganz eigenartiges Gepräge erhalten, denn diese Umgebung wird ja nicht nur durch ungewöhnliche, in der Farbe wohlgeordnete Paläste und Pavillons gebildet, sondern auch durch die internationale Welt, wie sie in ihren Physiognomien und Trachten gar nicht bunter gedacht werden kann.

Obgleich es so leicht nicht ist, die europäischen National-Typen zu unterscheiden, und es einem daher begegnen kann, daß man eine Französin oder Schwedin ohne Weiteres mit einer armen englischen Miß verwechselt, so kann man doch den mongolischen, malayischen oder afrikanischen Gesichtsschnitt unmöglich verkenne, und die phantastischen Trachten, der Kopf des Chinesen, der Bummel des Arabers, die farbige Pumphose des Tunesiers, erleichtern selbst Dem, welcher sich um die Völkertunde weniger gekümmert hat, die Klassifizierung dieser südlichen Gestalten ganz außerordentlich. Schwieriger ist es freilich, die Uniform eines argentinischen und eines brasilianischen Soldaten zu unterscheiden, aber eine derartige Verwechslung dürfte ja auch kein so großes Unglück sein.

Die vornehme Welt hat ihre natürlich mehr als theuren Cafés, in denen sie ihre Gäste zum Diner empfängt, just wie in ihren Palästen am Parc Monceau oder im Faubourg St. Honoré. Der elegante Speisesaal und der reiche Schmuck der Tafel fehlen freilich, aber dafür kann der Wirth seinen Gästen daheim auch nicht das prächtige Schauspiel bieten, welches das an die langen Wogen des atlantischen Oceans erinnernde Fluthen der Ausstellungswelt bietet, und ebenso wenig das gewaltige Rundbild mit seinen architektonischen Linien, seinen schimmernden Kuppeln und dem höchsten, wenn auch nicht schönsten Thurm der Welt.

Begeben wir uns, bevor wir uns in die erotischen Concerte und Cafés wagen, zunächst in das russische Restaurant, wo französischer Champagner fließt und Franzosen die Lieblingsgäste sind, — fühlen sie sich doch gedrungen, in dieser unheimlich-nützigen Art dem moskowitzischen Genius zu huldigen. „Gott weiß, woher es kommt, daß wir jetzt ein viel rauheres Klima haben, als in meiner sonnigen Jugendzeit,“ sagte mit ein witziger Franzose. „Ich glaube, das kommt von dem Bündnisse mit Rußland.“

Noch ein Weniges mehr, und wir sind in der vornehmen Pariser Gesellschaft in der That mehr in Rußland, als in St. Petersburg. Dort französisch sich alle Welt, hier russisch sie sich. Seltsame Welt und seltsame innere Widersprüche, die nur die Sphinx Politik zu erklären vermag!

„Wir haben die erste Küche der Welt,“ sagt der Franzose mit dem bei ihm nicht gerade seltenen Selbstbewußtsein, und er hat vielleicht nicht Unrecht, wenn er auf den großen gastronomischen Philosophen Brillat-Savarin zurückblickt. Aber heute liegen die Dinge eben ganz anders. Man schwelgt förmlich in russischen Delicatessen und Gerichten, man opfert die flatternden Schärpen Englands dem silbernen glänzenden Girlet der Moskowitzin, den französischen Künstler dem russischen, und wenn irgend ein Pariser Haus von dieser Russomanie, die mehr als Mode ist, eine Ausnahme macht, so ist es höchstens das russische Restaurant der Ausstellung selbst, welches im Namen seiner Nation dem Bundesgenossen huldigt und die kulinarische Uniform des Franzosen anzieht, wie europäische Souveräne bei ihren Besuchen ja auch die Uniformen wechseln.

Ich glaube in der That nicht, daß man im russischen Restaurant, das sich unter den hellblau getönten Colonnaden des Palastes der freien Künste breit entwickelt, die eiskalten russischen Frühstücksuppen, die Patrouille, die Zuka und Oroschka oder auch nur den Utrachan-Caviar findet, die in den vornehmen Pariser Privat-Häusern jetzt Bürgerrecht haben, und ebenso wenig die geräucherten Kenntherzungen, die Sterletuppe und die Beeshtacks auf einer Meerrettig-Unterlage. . .

Seit der englische Sport sich in Frankreich eingebürgert hat

und insbesondere der Fußsport mit allen seinen Finessen, — sieht der brave Vorstädter mit Staunen vornehme Damen in eleganter und zugleich ungewöhnlicher Touristen-Tracht schon in früher Morgenstunde in wunderbarem Gleichtritt sein Viertel durchwandern. Ihr Reiseziel ist das Boulogner Gehölz, — oder vielmehr, so war es bisher. Heute pilgern sie in die Ausstellung, um die „Exoten“, — das ist nun einmal der Name, mit welchem der Pariser alle ihm fremdartigen Völkern bezeichnen, — beim Frühaufstehen zu überraschen. Wir haben es hier mit dem „Snobismus“ in allen seinen Formen zu thun. Diese Damen beispielsweise, deren ich eben erwähnte, zeigen ein wahrhaft rührendes Interesse für die süßen, kleinen Nublen-Kinder in dem kleinen, weißgetünchten Häuschen mit dem im Orient unvermeidlichen kleinen Innenhofe. Sie knien vor ihnen nieder, küssen die ungewaschenen, aber trotzdem sehr ausdrucksvollen Gesichter, ordnen die kaum zu ordnende Toilette derselben, die lumpenartig herabhängenden Gewänder, füllen die zum Betteln künstlich angeleiteten kleinen Händchen mit Kupfermünzen, — kurzum, das giebt ein Können und Bewundern und eine Zärtlichkeit, die um so frankhafter erscheint, als es daheim in der eigenen Wirthschaft noch viel unordentlicher aussieht, als bei den Nublen, wo die drei Frauen des glücklichen Harems-Besizers von früh bis spät hinter dem Webstuhl lauern, halb im Schatten und in einem ewigen Traume vom Nirwana und der endlosen Schmerzenslosigkeit.

Itz dieser Besuch beendet, so eilt unsere sonderbare Schwärmerin von Dorf zu Dorf, von den Ananiten zu den Negern, dort womöglich wollene Strümpfe vertheilend, und schließlich in das Japaner-Dorf, das die Holländer erbaut haben, und das sich mit seinen Bambushütten recht anheimelnd ausnimmt. Dort locken sie die vier Bajadere an, welche, obgleich Eigentümern eines kleinen Sultans, doch das Recht haben, den Pariser von der eigenartig plastischen und träumerisch-poetischen Tanzart der Malaien eine Vorstellung zu geben. Man erzählt sich insgeheim, daß diese wunderbar aufgezogenen kleinen Damen mit ihrer phantastisch bunten Gewandung, ihren Spangen und Schärpen, die beim Tanze eine besondere Rolle spielen, recht schlecht behandelt werden. Um so mehr Grund für unsere Philanthropin, deren Lebensweise zu überwachen! Die Unglücklichen sind kaum älter als zwölf Jahre, was sie freilich nicht hindert, sich derart zu schmücken, wie es bei uns nicht einmal vierzigjährige Damen wagen würden. Sie sind zusammengepfercht in einen engen Raum, der mit dem Glanze ihrer Trachten wunderbar contrastirt. Betten giebt es nicht, aber vier kleine Lager, welche einen unwillkürlich an das Märchen von Schneewittchen und den Zwergen erinnern, sind mit kostbaren orientalischen Teppichen bedeckt. Das ist in der That der einzige Schmuck, welcher die Hütte der Neben-Sultaninnen von derjenigen der übrigen Dorfbewohner unterscheidet. Unsere Freundin also wohnt dem leber bei, dem Strecken und Dehnen und Gähnen der kleinen Götinnen, und bietet ihnen allerlei Nachwerk, allerlei Schmuck an, — offenbar, um sie gründlich zu verderben. Und das ist ihr auch vollkommen gelungen. Anfangs wandten die vier Tänzerinnen ihren Blick schüchtern ab, wenn sie das begehliche Feuer eines Monocle auf ihrer zarten, hellbraun gefärbten Haut fühlten, heute sind sie bereits halbe Pariserinnen. Auch dieses Beispiel zeigt übrigens wieder einmal, wie sehr primitive Völkerschaften der Verführung und dem Gifte civilisierter zugänglich sind.

Und nun trennen wir uns von dem eben geschilderten weiblichen Typus der Ausstellung, welcher sich demnach vielleicht wieder in die schwarze Abtheilung begeben wird, um kleinen Negerkindern das bereits deutlich wahrnehmbare, stockige Haar zu kämmen, verlassen wir auch die niedlichen kleinen Javanesischen, deren schwermüthiger pantomimischer Tanz uns seltsam berührt, und vertrauen wir uns der Führung eines jener gezeichneten Boulevard-Brüder an, denen man lieber auf dem Papiere, als in der Gesellschaft begegnet, und für welche die Weltausstellung, eine Quelle unendlicher Belehrung, nur ein großes Caféhaus ist. Ihn lockt die pariserische Frauen-schönheit nicht mehr, er ist überfättigt, — und um in's Ausland zu reisen, dazu ist er zu träge, geistig zu schwermüthig. Die Ausstellung ist ihm also nicht nur Caféhaus, sie ist ihm zugleich auch das Ausland, und kommt somit also auch für ihn einem tiefgefühlten Bedürfnisse nach. Er durchwandert den Invalidenplatz, die berühmte Rue de Caire hinter dem Ausstellungspalast der freien Künste, wo von allen Seiten ungewöhnliche Däfte von Sandelholz, Räucherkerzen, Vanille und Rosenöl auf ihn einströmen und seine Sinne wunderbar auf andere, noch orientlichere Genüsse vorbereiten.

Die Cigarette duftet, seltsame Getränke werden von einem noch seltsameren Wasserverkäufer ausgeschrien, der arabische, beständig hüpfende Gelfreiber ruft sein „attention“, aus den verschiedenen Muscharabis, den Fenstern des ersten Stockes mit ihrer an Spitzenarbeit erinnernden Holzvergitterung, ahnt unser Freund den Blick der schwarzäugigen Huriis aus allen sieben Himmeln des Koran auf sein edles Ich concentrirt, und um ihm diese Vorstellung zu betheiligen, tönt von allen Seiten eine schrille, sinnliche Musik herüber, in der Pauke und Schalmei durchaus vorherrschend sind.

Das erste Mal ist er dem Schalle der Musik neugierig gefolgt, ist er in eines der zahlreichen maurischen Cafés getreten, hat er sofort das Gefühl gehabt, als wenn sich ihm in der wirrigen Luft des Zeltes, das mit kostbaren Teppichen ausgelegt ist und in dem buntenfarbig aufgezogene Araber den Mokka kredenzen, Almeen in Gold- und Silberflitter erstahlen und grinsende Neger die Pauke schlagen, das Mytherium des morgenländischen Harems sich enthüllt. Dann hat er dem Tanze angewohnt, den schwindelerregenden Drehungen des Derwishes im weißen Zuderhute zugehört, die wunderbaren Tänze der afrikanischen Nallia's angestaunt, und dann ist er, gleichsam fasziniert, wieder — und immer wiedergekommen, um zum Habitué dieses barbarischen Schauspielers herabzusinken, und sich überzeugt, daß Nische, oder wie sie sich sonst nennen mag, ihm, nur ihm Feuerblicke zuwirft. Das ist der Snob in seiner eigenen Gestalt, der Don Juan-Snob!

Andere Besucher sehen sich das Treiben im maurischen Café natürlich auch einmal an, studiren die unästhetische Symbolik des afrikanischen Tanzes, der stets ein Einzelstanz ist, mit einem gewissen sittengeschichtlichen und ethnographischen Interesse; für unseren Snob aber giebt es dies Interesse überhaupt nicht, er wird schließlich zu einem widerlichen Sonderling, und wenn ich vor der Alternative stände, ein solcher Narr oder ein Derwisch zu werden, so würde ich mich für den letzteren entscheiden, denn es ist noch immer besser, sich um seine Aze, als um eine fixe Idee zu drehen.

Eugen von Jagow.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Kaiserin von Japan. Siehe das Portrait, Seite 153. — Am 14. Februar d. J. wurde bekanntlich in Japan eine neue Verfassung eingeführt, und im Herbst dieses Jahres wird das erste Parlament zusammentreten. Damit ist dies Insel-Reich in die Reihe der modernen Staaten eingetreten und beansprucht die Aufmerksamkeit des Abendlandes mehr, als es bisher der Fall war. Es wird unsere Leserinnen daher um so mehr interessieren, wenn wir ihnen heute die Kaiserin dieses jüngsten aller modernen Staaten im Bilde vorführen und zwar in europäischer Tracht, die sich in Japan immer mehr Eingang verschafft, wie denn überhaupt die Beziehungen des im äußersten Osten Asiens gelegenen Insel-Reiches zu dem Westen immer zahlreicher werden und europäische Kultur dortselbst immer mehr Boden gewinnt.

Die Kaiserin Haru-to, nach einem primitiven japanischen Farbendrucke dargestellt, wie solche für eine kleine Münze zu vielen Tausenden dort verbreitet werden, zählt neununddreißig Jahre. Sie ist geboren am 17. Tage des 4. Monats des 3. Jahres Kaye's, was nach unserem Kalender den 28. Mai 1850 bedeutet, und ist die Tochter des verstorbenen Jhijo Tarata-Daishin, aus dem Hause Fujiwara Jhijo, eines der vornehmsten Fürstengeschlechter. Am 9. Februar 1869, oder japanisch: am 28. Tage des 12. Monats des 1. Jahres Mei-ji's, im Alter von nicht ganz 19 Jahren, vermählte sie sich mit Mutsu Hito, dem jetzigen regierenden Kaiser von Japan, welcher am 27. Tage des 8. Monats des 4. Jahres Kei-si's, d. h. am 12. October 1868 zu Kioto zum Kaiser gekrönt wurde.

Wie Reisende erzählen, ist es das Kaiserpaar, welches vor Allen reformatorisch vorgeht. Die frühere Hofkleidung ist j. W. unterjagt und den Damen europäische Kleidung vorgeschrieben. Der Fortschritt der Kultur ist sogar so weit gediehen, daß das Herrscherpaar Feste nach europäischem Muster veranstaltet, bei welchen es sich nicht allein vor gewöhnlichen Sterblichen sehen läßt, sondern selbst mit ihnen spricht und in ihrem Beisein speist.

Helene Jelsing-Pächler. Siehe das Portrait, Seite 156. — Die schöne Frau mit dem geistvollen, klugen Antlitz, welcher unsere Leserrinnen die prächtige Erzählung an der Spitze unserer heutigen Nummer verdanken, ist in dem freundlichen Badestädtchen Grund im Harze geboren und verlebte dort in der Einsamkeit des Gebirges auch ihre Jugendzeit. Eine Schule hat Helene Pächler nie besucht; sie erhielt Erziehung und Unterricht von ihrem Vater, dem in der wissenschaftlichen Welt eben so bekannten als geschätzten Geologen Wilhelm Trentner. Während der Kriegsjahre 1870/71, wo sie als praktische Krankenpflegerin in den Lazarethen von Osnabrück angestellt war, lernte sie den deutschen Schiffskapitän August Pächler kennen, den sie heirathete und während der nächsten acht Jahre auf seinen Weltreisen begleitete. Während dieser Zeit hatte die Dichterin Gelegenheit, ihre eigenthümliche, auf Naturwissenschaften und Philosophie begründete Bildung durch Anschauung fremder Länder und Völker zu erweitern. Ein entsetzliches Unglück, ein Schiffsbrand, bei dem das Ehepaar fast sein ganzes Vermögen einbüßte, zwang Frau Pächler, zur Feder zu greifen. Leider sollte der Gatte ihre Erfolge nicht mehr erleben; er starb an den Folgen jenes Unglücks, und seine Frau war nunmehr gänzlich auf sich allein angewiesen. Glücklicherweise ließen die Erfolge nicht lange auf sich warten. Im Jahre 1883 erschienen ihre „Genrebilder aus dem Seelenleben“, die sogleich mit großem Beifalle aufgenommen wurden und rasch hinter einander drei Auflagen erlebten. Bald darauf veröffentlichte sie „Aus der Brandung des Lebens“, von dem ebenfalls bereits mehrere Auflagen erschienen. Außer diesen novellistischen Werken, die neben ihrer poetischen Ursprünglichkeit und Frische namentlich von scharfer Beobachtungsgabe und großer Kraft der Darstellung zeugen, veröffentlichte Helene Pächler zahlreiche ethnographische und naturwissenschaftliche Artikel und Abhandlungen in den angesehensten deutschen Zeitungen und Zeitschriften. In der nächsten Zeit wird unter dem Titel „Töchter des Oceans“ eine neue Novellen-Sammlung erscheinen und außerdem arbeitet die Schriftstellerin an einem größeren Roman „Auf hoher Fluth“. Vor einigen Jahren schloß Helene Pächler ein neues Ehebündniß mit dem Kunstschriftsteller Otto Jelsing, als dessen Gattin sie gegenwärtig in Berlin lebt.



Nachdruck verboten.

„Es kommt von den Zähnen.“ — Der erste Sproß einer jungen, glücklichen Ehe, ein liebliches Mädchen von drei Monaten, ist plötzlich erkrankt. Es fiebert und verschmägt die ihm gereichte Nahrung. Dann und wann rollt es unheimlich die Augen, lachelt im Schlafe; aber dieses Lächeln wird durch Zuckungen unterbrochen, die das sonst so reizende Gesichtchen in befremdlicher Weise entstellen. Die junge Mutter schwimmt in tausend Ängsten. Ihr Gatte wünscht die Zuziehung eines Arztes. Zunächst aber wird die befreundete Hausgenossin, eine ältere, sehr „erfahrene“ Frau, zu Rathe gezogen, die mit unerschütterlicher Sicherheit das große Wort gelassen ausspricht: „Es kommt von den Zähnen.“ Die herbeigeholte Hebamme bestätigt in tadelnswerther Communion gegen die Vorurtheile des geehrten Publicums: „Es kommt von den Zähnen.“ Der Hausherr ist also überstimmt und muß sich der Mehrheit fügen. So legt man denn die Hände in den Schoß und wartet. Aber die Zähne wollen nicht kommen, und die Krankheit wächst mit Macht. Es tritt ein allgemeiner Krampf-Anfall hinzu, der sich nach mehrstündigen Pausen, immer heftiger werdend, wiederholt. Der endlich — aber zu spät — herbeigerufene Arzt kann nur noch feststellen, daß die Krämpfe, — wie so häufig, — durch Verdauungsstörung infolge Diät-Fehlers entstanden sind, daß durch rechtzeitiges Einschreiten die Gefahr hätte abgewendet werden können, daß aber jetzt die Kräfte der kleinen Kranken durch die wiederholten Anfälle erschöpft sind und die traurige Katastrophe nahe bevorsteht.

Aber das Vorurtheil ist eine feste Burg mit starken Ringmauern, die dem Andrange der gewichtigen Vernunftgründe unerschütterlichen Widerstand entgegensetzen. Und so beharrt denn noch heute die „erfahrene“ Frau bei dem festen Glauben, das Kind sei an „Zahnkrämpfen“ verstorben, trotzdem es das normale Alter der Zahn-Periode noch gar nicht erreicht hatte. Diese beginnt nämlich in der Regel nicht vor dem sechsten Mo-

nate (oft noch viel später) und dauert mit längeren oder kürzeren Pausen bis etwa zur Mitte des dritten Jahres, — dem Zeitpunkt, wo die ersten zwanzig Zähne (die Milchzähne) gewöhnlich vollständig zu Tage getreten sind. Die dann noch fehlenden zwölf (bleibenden) Backenzähne kommen erst viel später zum Durchbruch und haben bei der alsdann schon vorgeschrittenen körperlichen Entwicklung, Krankheiten nicht mehr im Gefolge.

Wir wollen übrigens nicht in Abrede stellen, daß viele Fälle von Kinderkrämpfen, — wenn sie in die oben genannte Periode des Kindesalters treffen, — durch das Zahnen bedingt sein können. Aber auch im letzteren Falle dürfen sie niemals vernachlässigt werden; einmal weil der Laie nicht zu ermessen vermag, ob ihnen in der That dieses oder nicht vielmehr ein anderes ursächliches Moment zu Grunde liegt, und zweitens, weil auch die durch das Zahnen bedingten Krämpfe eine zu ernste Erkrankung sind, der der schwache kindliche Organismus nicht lange Widerstand leisten kann, zu deren glücklichen Ueberwindung aber rechtzeitige ärztliche Hilfe viel beizutragen vermag.

Doch wenden wir jetzt unseren Blick von der oben geschilderten Trauer-Szene einem minder schmerzlichen Familienbilde zu, das einen günstigeren Abschluß gefunden hat.

Wir sehen einen kräftig entwickelten, bisher stets munteren Knaben vor uns, bei dem sich pünktlich mit dem vollendeten ersten Halbjahre seines Lebens ohne irgend welche Beschwerden die ersten (unteren mittleren) Schneidezähne eingestellt haben. Jetzt befindet er sich im neunten Lebensmonate. Er lübbet, hustet und verzicht bei jedem Hustenstoß schmerzlich das Gesicht. Zugleich erscheint das Zahnfleisch seines Oberkiefers lebhaft geröthet, aufgewulstet und verbreitert und ist offenbar schmerzhaft, da der Knabe jede Berührung seines Mundes ängstlich abwehrt. Diese Entzündung des Zahnfleischs ist unstreitig das sicherste Zeichen des nahen Durchbruchs einer Zahngruppe. Die Großmutter des Kindes scheint daher in ihrem vollen Rechte zu sein, wenn sie fest behauptet: der kleine leide am „Zahnhusten“. Eingekullt von dem Zauber dieses beruhigenden und doch so trügerischen Namens lassen die Angehörigen fünf Tage ungemüht verstreichen, nach deren Ablaufe zwar zwei obere Schneidezähne prompt erschienen sind, die Krankheit aber, ohne sich im Mindesten daran zu kehren, sich immer mehr entwickelt hat. Der Arzt findet eine schon weit vorgeschrittene Lungenentzündung, eine Krankheit, die nicht vom Zahnen, sondern, — nach den Ergebnissen der neueren wissenschaftlichen Forschung, — stets durch das Eindringen mikroskopischer, krankmachender Pilze in den Körper entsteht.

In beiden angeführten Beispielen haben wir das Vorhandensein von Fieber constatirt. Solche und viele andere Arten von Fieber, aus den verschiedensten Ursachen entstanden, vom leichten Eintagsfieber bis zum typhösen, kommen im Kindesalter noch häufiger vor, als bei Erwachsenen. Auch dem Arzte fällt es im einzelnen Falle oft schwer und gelingt ihm nur nach Ausschluß aller anderen möglichen ursächlichen Momente, zu entscheiden, ob es sich um ein Zahnfieber oder ein anderes Fieber handelt, während die „klugen Frauen“ mit der Diagnose des Zahnfiebers viel leichter und schneller zu Stande zu kommen pflegen.

Ebenso ist der Laie nicht im Stande, die vielgestaltigen Zahnausschläge von den acuten Scharfauerschlägen (Mätern, Röteln, Scharlach, Scharfblattern u. s. w.) mit Sicherheit zu unterscheiden und kann daher durch voreilige Annahme der ersteren und dadurch herbeigeführte Vernachlässigung unerwartlichen Schaden stiften.

Wir haben uns schließlich noch mit einer Krankheit zu beschäftigen, die ebenfalls mit dem Zahnungs-Vorgange in Verbindung stehen kann, die aber gerade darum, weil sie vom Publicum allzu oft demselben zugeschrieben und unter diesem allezeit bereiten Deckmantel für das süße Nichtstun vernachlässigt wird, für unseren Nachwuchs zum Verhängnis geworden ist und wie ein Wirrgel verheerend in seinen Reihen wüthet. Es ist dies der Darm-Katarrh der Kinder, der zu der (besonders in den Großstädten) so enormen Kinder-Sterblichkeit bei Weitem das größte Contingent stellt, indem er nach statistischen Ermittlungen mindestens vierzig bis fünfundsiebzig Procent aller im Säuglingsalter vorkommenden Todesfälle verschuldet. Auch hier sind es wieder die unaussprechlichen in den Kinderstuben herrschenden Vorurtheile, denen diese betrübenden Ergebnisse der Statistik zum Theil zur Last fallen. „Es kommt von den Zähnen“, lautet auch hier wieder das unvermeidliche Sprichlein der Großmütter und Kinderfrauen, „es ist die Zahnrühr“, — „man darf sie nicht unterdrücken“, — „sie schützt vor den Krämpfen“, — und wie sonst noch all' die falschen und verderblichen Schlagwörter heißen, die von Geschlecht zu Geschlecht wie eine böse Krankheit sich forterben, und an denen die Fortschritte der Wissenschaft und die beredte Sprache der Thatfachen wie an einem echnen Schilde machtlos abprallen.

Ein täglich zwei- bis dreimaliges Abweichen darf man, wenn das betroffene Kind kräftig ist, zumal wenn es von der eigenen Mutter oder einer Amme genährt wird, zwei bis drei Tage lang anstehen lassen. Was über die hier gezeigte



Gentleman und Jockey. Zeichnung von M. Ledeli. — Siehe Seite 157.

Grenzlinie hinausgeht, muß, — gleichviel, ob ursprünglich vom Zahnen herrührend oder nicht, — schleunigst der ärztlichen Hülfeleistung überwiesen werden. Für die in unserem Zeitalter der Bluteere und Nervenschwäche der Mehrzahl nach schwächlichen, künstlich aufgezogenen Treibhaus-Pflanzen kann selbst das oben zugestandene Maß schon Schaden stiften, in seinem weiteren Fortschreiten, — zumal bei hinzutretendem Erbrechen, — nur allzu bald hochgradige allgemeine Schwäche und Gehirn-Bluteere und schließlich gerade hierdurch die mit Recht so gefürchteten Krämpfe herbeiführen, die man durch geistliches Gewährenlassen zu verhüten gewohnt hatte.

Sanitäts-Rath Dr. C.



Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Rostflecke auf Nickel. — Lassen sich Rostflecke von Nickel entfernen?
Frau Marie Sch. in Hanau.

Braune Beize für Holzgegenstände. — Ich wäre sehr dankbar, wenn mir Jemand ein billiges und einfaches Verfahren angeben wollte, wie ich weiße Holzgegenstände schön und dauernd braun beizen kann?
Abonnentin in Zehlendorf.

Weiße Straußfedern. — Kann man weiße Straußfedern selbst waschen und trüpfeln? Ich wohne auf dem Lande, fern von einer großen Stadt, und möchte einen Versuch wagen.
Bertha G. in M., Westpreußen.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Petroleumgloden (128). — Ein Mittel, das lästige Auschwitzen der Gloden von Petroleumlampen zu verhindern, giebt es leider durchaus nicht, wohl aber lassen sich die lästigen Flecke an matten Schirmen leicht durch Abreiben mit einem mit Schwefel-Aether oder Ammoniak befeuchteten Tuche entfernen.
Frau Henriette St., Leipzigerstraße.

Ameisen (136). — Um Ameisen aus Wohnräumen zu vertreiben, werden uns folgende Mittel empfohlen, von denen eins gewiß helfen wird. 1. Man lege frische oder getrocknete Hollunderblätter. 2. Man verzeihe Schwefel zu Pulver und streue dasselbe an die Stellen, an denen die Thiere sich zeigen. 3. Man durchdröhre etwaige Oefnungen mit Schwefel oder spritze Terpentin ein. 4. Man streue Pottasche mit Zucker gemischt. 5. Man wische den Fußboden mit Wasser auf, in dem Fische oder Krebse gekocht wurden.

Unterricht in der Landschaftsmalerei (136). — In Dresden wird als Lehrerin für Landschaftsmalerei Fräulein Bertha Schrader, Sidonienstraße 16a, warm empfohlen; dieselbe gehört dem Künstlerinnen-Bereine an und giebt sowohl Privat- wie auch gemeinsamen Unterricht. — Außerdem dürfte auch die Verwaltung der königlichen Akademie auf höfliche Anfrage geneigt sein, eine geeignete Lehrkraft nachzuweisen.

Rathschläge.

Croquetten von Fisch. — Das Fleisch von einem Hecht, Zander oder Dorsch von 1 Kilo schneidet man von Haut und Gräten, macht es mit Salz und Zitronensaft in kochendem Wasser gar und schneidet es in feine Würfel. Bemerk sei hier, daß jeder Rest von abgekochtem, auch gebratenem Fische ebenso gut verwendet werden kann. — Champignons, Krebsfleisch, beides klein geschnitten, und Fischfarce können beliebig zugelegt werden. Nun bereitet man von mit Mehl gekneteter Butter, Fleischnüsse, einem Glase Weißwein, Zitronensaft und etwa vorhandener Champignon-Sauce eine dicke, sämige Brühe, der man, um sie fest zu machen, Gallert von Kalbsfüßen oder einige Blätter Gelatine zufügt, zieht sie mit 3 Eiern ab und vermischt sie mit dem Fische. Eine vollkommen feste Masse bildend, sticht man nach dem Erkalten kleine Theile ab, die zu etwa 4 Cent. langen Würstchen ausgerollt, in Ei und geriebener Semmel, unter die man etwas Parmesankäse mischt, gewälzt und in heißem Backfett goldgelb gebacken werden. Beim Anrichten verzieren man diese Croquetten mit gebackener Petersilie, die zu kleinen Büscheln gebunden, gewaschen, an einem Tuche getrocknet und in dem Fett schnell, — grün bleibend, — gebraten wird.

Apfel-Zugwer. — Man schält 6 Kilo Äpfel, schneidet sie in feine Scheiben, fügt 4 Kilo feingefiebten Zucker, 280 Gramm gestoßenen Ingwer, — in ein Musselin-Beutelchen gebunden, — hinzu, und läßt das Ganze 48 Stunden ruhig stehen. Nach Ablauf dieser Zeit wird die Masse in einer Kasserole so lange gekocht, bis die Äpfel ganz verrührt sind und eine glatte Marmelade bilden; dann wird der Ingwer herausgenommen, die Frucht aber in fest verschlossenen Gläsern aufbewahrt.

Ananas-Gelée. — Zwei Duzend bester Äpfel schält man, schneidet sie in feine Scheiben, läßt sie mit etwa $\frac{3}{4}$ Liter Wasser zu Brei verfochen, gießt sie durch einen Gelée-Beutel, — man rechnet auf 1 Liter Saft $\frac{1}{2}$ Liter geklärten Zucker, — und kocht ihn mit diesem zehn Minuten. Zu 2 Litern dieses Äpfelsaftes fügt man den einer guten Ananas, den man auf folgende Art gezogen hat. Man schneidet die Frucht in feine Scheiben, ganz wie vorher die Äpfel, pudert diese mit geklärten Zucker, läßt sie verdeckt zwei Tage lang stehen, kocht dann $\frac{1}{2}$ Liter Zucker-Syrup, giebt zunächst den Ananas, später den Äpfelsaft hinein, kocht Beides so lange, bis die Masse gelirt, und füllt sie dann in kleine Gläser. Dieses Gelée ist nicht nur von großem Wohlgeschmacke, sondern auch für Kranke außerordentlich erquickend.

Zur Einmachzeit machen wir noch nachträglich auf die unter dem Namen „Excellenz-Gläser“ eingeführten Verschlusstopfe aufmerksam, die, sehr einfach, sich bestens bewähren sollen und in jedem Wirtschafts-Magazine zu haben sind.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.